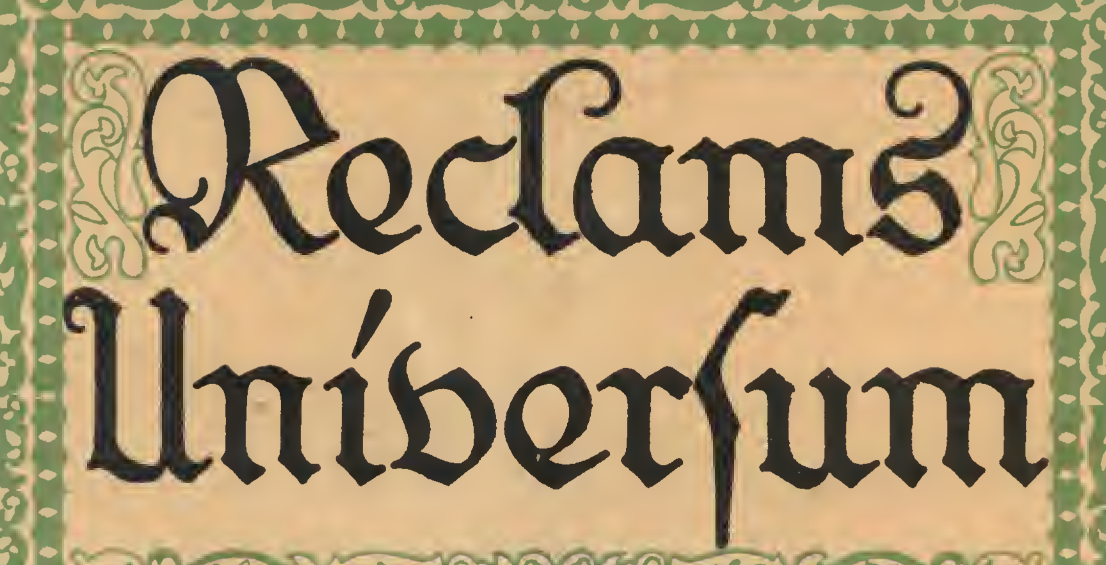
35. Jahrgang 9. Januar 1919 Heft 15 Ⓐ



Illustrierte Wochenschrift

Heftpreis 55 Pfennig. Vierteljährl. 6.50 Mk. und 20 Pf Bestellgeld.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der vom Bundesrat verfügten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. Eine Rücksendung der Bücher findet nicht statt.

Romane und Novellen.

Grete Fillunger. Roman. Von Alfred Bock. (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W. Preis 3.50 Mark.) Der Lebens- und Leidensweg eines Mädchens aus dem Volk, das nach schweren Heimsuchungen sich ein reines Glück erkämpft. Ohne erdrückende Breite, von künstlerischer Wahrheit getragen, fließt die Erzählung hin. Schlicht und ergreifend wird gezeigt, wie durch alle Verwicklungen und Wirrnisse hindurch die Stärke ihrer Herzensliebe die Heldin über den Klatsch und die Scheelsucht der Umwelt hinaus zu ruhigen, goldenen Tagen führt.

Glücklicher Erbe. Roman. Von Hermann Wagner. (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W. Preis 3.50 Mark.) Unsere schönsten Träume werden lebendig, wenn wir lesen, wie über Ludwig Dietel, den Allerweltskerl und liebenswürdigen Nichtstuer, den beinah Geschiedenen, beinah Verhungernden, sich plötzlich Fortunas Füllhorn ergießt — wie er nach langem Hangen und Bangen nicht nur glücklicher Erbe, sondern auch glücklicher Ehemann wird, selbst Schicksal spielt und Stiefkinder des Glückes an seinem Segen teilnehmen läßt. Das alles ist behaglich, vergnüglich und spannend erzählt.

Europäische Bibliothek. Serie 1: Bd. 1—5. 1918. (Verlag Max Rascher A.-G., Zürich. Jeder Band 2.50 Mark.) Die „Europäische Bibliothek" bringt kürzere Arbeiten führender Persönlichkeiten aus allen Ländern und zwar Arbeiten von programmatischer Bedeutung. Es handelt sich um nichts Geringeres, als darum, schon jetzt die neue Gemeinschaft führender Geister aller Nationen sichtbar in Erscheinung treten zu lassen, sie zur gemeinsamen Arbeit zusammenzuführen und so den bis in die Kreise der Intellektuellen hinein vergifteten oder verzweifelten Massen den Weg zu weisen, der allein aus der Katastrophe dieser Zeit in eine neue Welt führt. Die vorliegende 1. Serie umfaßt folgende Bände: Bd. 1. Henry Barbusse, „Das Säulentor"; Bd. 2. H. G. Wells, „Mr. Britling schreibt bis zum Morgengrauen"; Bd. 3. „Anthologie menschlicher Gedichte im Krieg"; Bd. 4. Leonid Andrejew, „Hinter der Front"; Bd. 5. Henry van de Velde, „Die drei Sünden wider die Schönheit."

Blindermanns Weltlauf. Drama in drei Akten. Von Robert Walter. (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W. Preis 3 Mark.) Der packende Stoff, aus dem Wernher der Gärtner im 13. Jahrhundert seinen „Meier Helmbrecht", die erste deutsche Bauerngeschichte, schuf, diente einem Dichter unserer Tage, den ewig-uralten Kampf zwischen Bauern- und Rittertum neu zu formen. Meier Helmbrecht ist auch bei ihm der starke und selbstbewußte Bauer, an dessen stolzer Kraft das dünkelhafte Rittertum des Sohnes, ein Rittertum von eigenen Gnaden, elend zerschellen muß.

Gedichte.

Mutter, eine Sammlung von Gedichten zum Preise der Mutterliebe. Herausgegeben von Fritz Drop. (Verlag Franz Hanfstaengl, München. Geb. 5 Mark.) Dankopfer steigen auf aus diesem Buche; aus deutschen Herzen quellen Ströme der Liebe. Was unser Dichter in stiller Weihe zum Gedächtnis und zum Ruhme deutscher Mütter niedergeschrieben haben, ist hier zu einem Denkmal deutscher Art vereint, zu einem Buche, das wir lieben müssen.

Aus den Dichtungen des jungen Helden Eberhard Steine. Herausgegeben von Bertha Steine. (Kommissionsverlag Karl König, Breslau.) Mit 22 Jahren starb der junge Dichter den Heldentod. Das kleine Buch beweist, daß ein Talent mit ihm uns genommen worden ist, das Schönes erhoffen ließ.

Politik.

Wie wähle ich? Wegweiser für die Wahl zur Nationalversammlung 1919. (Verlag Jul. Beltz, Langensalza. Preis 80 Pf.) Das Büchlein gibt einen kurzen unparteiischen Überblick über die Ziele aller politischen Richtungen. Möchten viele sich daraus Aufklärung holen zu der bedeutsamen Aufgabe.

Literatur.

Peter Rosegger und die Frauen. Von Ella Triebnigg. (Leykam Verlag, Graz. Geh. 3 Mark, geb. 4.50 Mark.) In diesem allerliebst ausgestatteten Bändchen schildert die Verfasserin mit feinem Verständnis das Verhältnis Roseggers zu den Frauen im Leben und in seinem Schaffen; sie verstand es, diese Seite des liebenswürdigen Poeten schlicht und schön darzustellen.

Briefwechsel zwischen Mörike und Schwind. Herausgegeben von Hanns Wolfgang Rath. (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart. Preis 6 Mark, geb. 9 Mark.) Als Mörike und Schwind schon im Lebensabend standen, spann sich zwischen ihnen ein Briefwechsel an, der von November 1863 bis Dezember 1870 (im Februar 1871 starb Schwind) geführt wurde und eine herzliche Freundschaft zwischen beiden Männern begründete. Bei dem tiefen Verständnis, das jeder der beiden dem Wesen und Wirken des andern entgegenbrachte, bei der Reinheit und Wärme ihrer Naturen, bei dem Reichtum und der Klarheit ihres Alters ist diese Freundschaft ein hohes, köstliches Erlebnis geworden, an dem teilzunehmen Schönheit und Genuß ist für jedes empfängliche Herz.

Reclams
Universum

35. Jahrgang Heft 15 9. Januar 1919

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Aufsätze und Rundschauen: Seite

Abbildungen:

Wenden!

Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 55 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis beträgt für 13 Hefte z. Zt. 6.50 Mark und 20 Pfennig Buchhändler-Bestellgeld.





Sturm. Nach einer künstlerischen Aufnahme von **Lundt.**



Deutschlands Würde und Recht.

Von Oberstudienrat Dr. Georg Kerschensteiner.

Das Schicksal, das wir heute erleben, ist zu unheimlich, als daß wir es alle in seiner vollen Tragweite heute schon erfassen könnten. Die einen schweigen und leiden, die andern jammern und klagen, die dritten bitten und betteln um Hilfe beim Feinde, die vierten aber tanzen und singen, füllen die Singspielhallen und Tanzsäle, die Kaffeehäuser und Kinos und leben in den Tag hinein. Die Unwürdigsten von allen biedern sich bei den Besatzungstruppen an, umschmeicheln deren Offiziere, beteuern ihre Unschuld, winseln um Gunst, und sehen nicht, mit welch unsäglicher Verachtung ihnen die erbettelten Brosamen hingestreut werden. Millionen unserer Volksgenossen nehmen heute die Schmähungen und Demütigungen, die unsere Feinde uns zugedacht haben, mit einer Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Leichtfertigkeit hin, die jeden Vaterlandsliebenden am deutschen Volke irremachen oder verzweifeln lassen könnte.

Die Auslieferung unserer Großkampfschiffe, die, wie eine englische Zeitung schreibt, gleich einer Rotte geprügelter Hunde durch das Spalier englischer Torpedoboote schleichen mußten, die Hingabe unserer U-Boote, die Ablieferung von 150000 Eisenbahnwagen und 5000 Lokomotiven, der Verlust eines urdeutschen Landes wie Elsaß, die Besetzung des ganzen linken Rheinufers, stellenweise sogar durch Kolonialtruppen, die Sperrung des Verkehrs über den Rhein, der Verlust unserer Kolonien, die Aussicht, daß die deutschen Gefangenen als Sklaven Nordfrankreich und Belgien wieder aufbauen müssen, eine Aussicht, die Hunderttausende von Familien in unerhörte Angst versetzt, die drohende Gefahr, auch unsere Ostmark schwer geschädigt zu sehen und urdeutsche Städte dort zu verlieren — wie vielen Deutschen brennen diese Dinge täglich ins Herz? Wie vielen treiben sie die Zornesröte ins Gesicht?



Massenkundgebung der Mehrheitssozialisten vor dem Reichstagsgebäude in Berlin. Die größte Kundgebung, die der Sozialdemokratie jemals gelungen ist, fand am 29. Dezember in Berlin statt; sie richtete sich gegen die Spartakusgruppe und umfaßte etwa 400000 Teilnehmer. Phot. W. Braemer.

Wir waren so stolz auf unser Deutschtum! Wohin ist dieser Stolz gekommen? Wohin das Gefühl, daß dem deutschen Volke schweres Unrecht geschieht und bereits geschehen ist? Gibt es nicht sogar Deutsche, die es ungestraft in alle Welt hinausschreien dürfen, daß wir das über uns hereingebrochene Schicksal vollauf verdient hätten? Ist das das wahre Wesen unseres deutschen Volkes?

Ich glaube es nicht. Das Schicksal brach mit solchen Riesenschritten über uns herein, daß selbst die Besten unter uns betäubt wurden. Denn mit dem Zusammenbruch von Deutschlands äußerer Stellung in der Welt kam zu gleicher Zeit wie eine Sturmflut über Nacht die völlige Umwälzung aller inneren Verhältnisse. Sie gesellte zur ersten bangen Frage eine zweite, die Frage nach der Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und der gesamten Kultur des deutschen Volkes.

Tausenden der Besten unter uns erscheint der äußere Zusammenbruch noch erträglich, wenn sie nur die wirtschaftliche und soziale Möglichkeit sehen, den inneren Aufbau unserer Kultur auf den unentbehrlichen Grundlagen wirtschaftlichen und sozialen Gedeihens aufrecht zu erhalten, die echten Werte in die neue Zukunft hinüber zu retten, sie dort weiter zu pflegen und neue Früchte tragen zu sehen, ein gemeinsames neues Vaterland zwar voll von schwerer Arbeit, aber auch voll von edlem geistigen Streben aufzubauen. Aber jede gewalttätige politische und plötzliche Umwälzung, das lehrt die Weltgeschichte, stellt die Zuversicht in eine solche Zukunft bei vielen in Frage, und je mehr



das Wesen eines Menschen in geistigen Werten verankert ist, desto mehr zittert er für ihre Fortdauer, weit mehr noch als für Leben und Eigentum.

So mag es gekommen sein, daß das deutsche Volk stumpf erscheint gegen die Schmach und Unbill, die unsere Feinde uns zugedacht haben, daß nicht ein großer, flammender Protest durch ganz Deutschland ging und heute noch geht gegen die uns zugemutete Vergewaltigung und Ungerechtigkeit. Unzählige sind auch von der grellen Fackel der neuen Freiheit geblendet und sehen nicht die dunklen Schatten, die auf dem Boden dahinschleichen. Sie sehen nicht, daß kein Freiheitsbaum auf den ausgeraubten Trümmern einer völlig zerstörten Wirtschaft aufgerichtet werden kann.

Zwar hat der Deutsche von jeher sehr viel weniger Nationalstolz besessen als die Mehrzahl der anderen Kulturvölker. Die Franzosen und die Italiener, die Engländer und die Amerikaner, ja selbst die Polen und Serben übertreffen uns hierin. Vor hundert Jahren hat Frau v. Staël in ihrem Buch über Deutschland vom Jahre 1813 unsere Unparteilichkeit, unseren Überfluß an Gerechtigkeitsgefühl, unsere Aufrichtigkeit und Treue, unsere Gutmütigkeit gepriesen. Ich glaube, wir besitzen diese Eigenschaften, aber sie sind zugleich die Quellen unserer großen Fehler. Denn vor lauter Unparteilichkeit, vor lauter Gerechtigkeitsgefühl, Gutmütigkeit und Aufrichtigkeit sind wir nur allzu bereit, die Eigenschaften unserer Feinde schattenlos zu sehen und bedingungslos zu preisen, die Mängel unseres eigenen Wesens aber bis zur Karikatur zu übertreiben. Diese verhängnisvolle Eigenschaft, die uns ebensosehr bei Freunden wie bei Feinden verächtlich macht, ist immer ein Erzeugnis jener gerühmten deutschen Gutmütigkeit und jener „alles würdigenden" Gerechtigkeit, sobald sie auf dem Boden eines gering ausgeprägten Nationalgefühles wächst. Diesen Mangel an Nationalgefühl habe ich nie stärker empfunden, als auf meinen vielen Reisen im Auslande. Ich vergesse es nie, daß ich in den Vereinigten Staaten unter den Hunderten von Schulen, die ich besuchte, kaum eine gefunden habe, deren Schüler



Prof. Dr. Rudolf Tyrolt, Wiener Hofschauspieler, Spielleiter und Schriftsteller, vollendete kürzlich in Gutenstein sein 70. Lebensjahr. Seine künstlerische Laufbahn führte ihn über eine Anzahl Theater nach dem Deutschen Volkstheater und dem Wiener Hofburgtheater. Unser Bild zeigt ihn in seinen besten Jahren.





Unterhaltung in ernster Zeit: Der Münchner Maler Jngo in seinen Tanzparodien. Links: Jsadora-Duncan-Tanz; rechts: Sterbende Libelle. Es berührt eigenartig, zu sehen, daß in diesen Tagen, in denen das deutsche Volk nach opfervollen Jahren um sein Bestehen ringt, Varietés, Kinos und Tanzsäle überfüllt sind wie nie zuvor. Das schwere, erniedrigende Schicksal Deutschlands, das auch jeden einzelnen trifft, ist offenbar weiten Kreisen des deutschen Volkes noch nicht zum Bewußtsein gekommen.







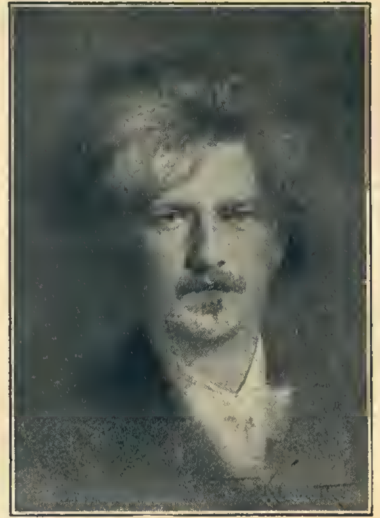
Wie Frankreich Elsaß-Lothringen ‚kultiviert‘. Oben: Die Denkmäler Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrich III., die von dem durch französische Hetzereien aufgepeitschten Pöbel von den Sockeln gestürzt wurden. Unten: Das Denkmal des Prinzen Friedrich Karl. Mit wahrem Fanatismus führt die französische Regierung einen Vernichtungskrieg gegen das Deutschtum in Elsaß-Lothringen. Die Universität in Straßburg wurde geschlossen, die deutschen Straßennamen wurden entfernt, Denkmäler zerstört, deutsche Banknoten und Briefmarken für ungültig erklärt. Obwohl im Waffenstillstandsvertrag die Franzosen sich verpflichtet hatten, für die Sicherheit der Deutschen zu sorgen, wird die vollständige Ausrottung deutschen Geistes angestrebt. Deutschfreundliche Elemente, selbst geborene Elsässer, werden oft nur auf anonyme Anzeigen hin ihres Amtes entsetzt und unter harten Bedingungen des Landes verwiesen. (Nach „L'Illustration“.)



nicht jeden Morgen zu Beginn des Unterrichtes die amerikanische Nationalflagge gehißt, und die nicht täglich einige Minuten die sämtlichen Schüler zu einem vaterländischen Gedenken versammelt hätte. Welcher deutschen Schule ist das jemals eingefallen? Gleichwohl halte ich es für unmöglich, daß wir so wenig Stolz besitzen, wie der gegenwärtige Augenblick unseren Feinden zu zeigen scheint.

Hatten wir aber jemals den rechten Stolz? Als in den ersten Jahren des Krieges Tausende von Reden und Lobliedern über die ungeheuere Erziehungskraft des Krieges sich über uns ergossen, war ich einer der wenigen, die diese Erziehungskraft stark in Zweifel zogen. In einer Rede zu Düsseldorf im Winter 1916 sprach ich es aus: „Der Krieg ist, wie alle Not, nur ein höchst bedingter Erzieher. Er erzieht nur die bereits Erzogenen. Er macht die Tapferen tapferer, die Sittlichen sittlicher, die Habgierigen aber habgieriger, die Grausamen grausamer, die Feigen feiger. Er hebt wie alle großen Gefühle die Hemmungen der Reflexion auf. Erst der Sieg oder die Niederlage zeigt die wahre Größe eines Volkes.“

Auch die Niederlage! Was wir freilich jetzt erleben, zeigt uns wenig Größe. Ich begreife es, ich suche es zu begreifen.



Ignaz Paderewski. (Nach einem Pastell von Hofrat A. Klamroth.) Die Polen legen die Leitung ihrer Geschicke in die Hände eines Musikanten, des bekannten Pianisten Paderewski, der zum Präsidenten der Republik Großpolen ausgerufen werden soll. Er vertrat während des Kriegs die polnischen Interessen in den Vereinigten Staaten, und es gelang ihm, Amerikas diplomatische und finanzielle Unterstützung zu gewinnen. Obwohl die deutsche Reichsregierung es zu verhindern suchte, zog Paderewski auf der Reise von Danzig nach Warschau am 26. Dezember in Posen ein. Im Anschluß an die Einzugsfeierlichkeiten kam es zu Straßenkämpfen zwischen deutschem und polnischem Militär, die zu einer Besetzung der deutschen Stadt durch die Polen führten.

In unserer Brust wühlen noch andere Sorgen. Es ist ein bitteres Gefühl, das Volk ermahnen zu müssen, stolz zu sein. Ich meine nicht den Stolz der Einbildung auf irgendwelche vermeintliche oder wirkliche Werte, ich meine den Stolz der sittlichen Selbstbehauptung, jenen Stolz, der seine Fehler erkennt und nicht verleugnet, der aber, weil er gerecht gegen sich ist, auch Gerechtigkeit für sich verlangt, und der, wenn ihm diese Gerechtigkeit versagt wird, die Stunde nie vergessen wird, in der sie ihm versagt worden ist, und der die Erinnerung an diese Stunde auf jede Generation fortpflanzt, bis die Stunde der Gerechtigkeit gekommen ist. Ich meine den Stolz des gegen sich selbst Tapferen, der nicht um Gnade fleht, sondern auch, wenn er unterlegen ist, sein Recht und seine uralten Forderungen auf Selbstbestimmung und Lebensmöglichkeit erhebt.

Wenn einer großen Zahl von Deutschen heute die inneren Grundlagen zu diesem sittlichen Stolz fehlen, so werden ihn keine noch so heißen Ermahnungen wecken. Aber wenn jeder von uns, der unter der Würdelosigkeit leidet, von dem festen Vorsatz beseelt ist, allem Knechtssinne entgegenzutreten, sich und andere abzuhalten, den Feind um Gnade anzuflehen, jeden zu unterstützen, der laut seine

Stimme erhebt, daß wir Gerechtigkeit verlangen, daß Wilson verpflichtet ist, sein Wort vom Rechtsfrieden, auf das wir gebaut haben, einzulösen, wenn jeder sich gelobt, denjenigen der Verachtung preiszugeben, der durch sein würdeloses Verhalten uns der Achtung beraubt, dann haben wir das getan, was unsere nächste Pflicht ist. Sollte auch dann noch zum Haß unserer Feinde die Verachtung sich gesellen und die Absicht weiter bestehen, uns durch ungeheuere Lasten, die unser Volk auf Generationen um den Lohn seiner Arbeit brächte, der Vernichtung preiszugeben, dann werden die Feinde in den weitesten Kreisen unserer deutschen Arbeiter, der körperlichen wie der geistigen, deren Lebensmöglichkeit auf ein wirtschaftlich starkes und freies Reich gegründet ist, die Erinnerung an diese Stunde einbrennen. Ich wünsche dann unserem deutschen Volke ein ebenso gutes Gedächtnis, wie es die Franzosen hatten, die fast fünfzig Jahre auf die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen hinarbeiteten, und wie es die Polen besitzen, die 150 Jahre hindurch die Hoffnung auf die Wiedererstehung ihres Vaterlandes nicht aufgaben. Unser Unglück gereicht uns nicht zur Schmach. Zur Schmach gereicht nur ein würdeloses Verhalten im Unglück.

Ich glaube an das Schillersche Wort, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Wohl in dem Sinne, als ob das einzelne Volk den Tag seines Rechtes immer erleben müßte. Wohl aber in dem Sinne, daß Haß und Ungerechtigkeit auch jene Völker zerstört, die sie ausübten, und auch in dem Sinne, daß Würdelosigkeit der erste Schritt zum sittlichen Untergang des einzelnen wie des ganzen Volkes ist. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden und alle Tugend wächst nur auf dem Boden der sittlichen Selbstbehauptung.



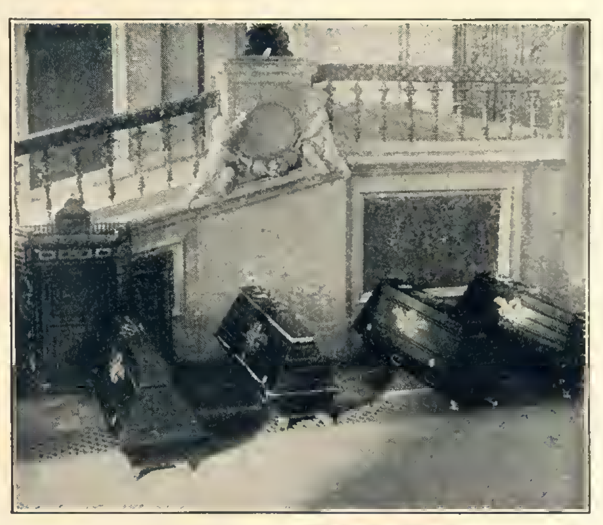
Die Leiter der Volksmarinedivision: Mitte: Radtke, Kommandant der Division, links: Dorrenbach, erster Adjutant, rechts: Milewski, zweiter Adjutant. Ein Teil der Marinemannschaften hat das Andenken an die Heldentaten der deutschen Marine dadurch getrübt, daß sie zum unglückseligsten Zeitpunkt die Umsturzbewegung in Szene setzten. Ihr guter Glaube an den gleichzeitigen Ausbruch der Revolution auf der Seite unserer Feinde war eine schwere Selbsttäuschung, unter deren Folgen unser der Rach- und Vernichtungssucht unserer Gegner hilflos preisgegebenes Vaterland Generationen hindurch zu leiden haben wird. Welche jugendlichen Elemente diese Bewegung zum Teil geführt haben, zeigten die Bilder in unseren letzten Heften. Seitdem bilden die Marineleute eine Art Schutztruppe der Unabhängigen und der terroristischen Spartakusleute, wie die tiefbedauerlichen Vorgänge in Berlin zeigen; gegen diese hat der Bund deutscher Deckoffiziere in folgender Entschließung Stellung genommen: „Die stark besuchte Versammlung des Deckoffizierbundes in Kiel hat von dem schmachvollen Verhalten der sogenannten Volksmarinedivision und den bedauerlichen Vorgängen in Berlin mit Entrüstung Kenntnis genommen. Die Versammlung verurteilt ebenso wie die ganze Bevölkerung Deutschlands die würdelose Aufführung dieser zuchtlosen Truppen aufs allerschärfste und fordert ihre sofortige Auflösung und Entlassung.“

Der Weltkrieg.

Chronik vom 28. Dezember bis 31. Dezember.

28. Dezember. Über 12 500 aktive deutsche Offiziere, mehr als 39 Prozent des aktiven Dienststandes von 34 351 Offizieren, sind im Weltkriege gefallen. Unter den gefallenen höheren Offizieren befinden sich nicht weniger als 150 Generale, 146 Obersten, 275 Oberstleutnants und 337 Majore. — Nach Funkspruch aus Lyon werden 30 große Unterseeboote neuesten Modells, die noch nicht vollendet waren, als die ersten 114 U-Boote ausgeliefert wurden, an England verabfolgt; die Anzahl der ausgelieferten U-Boote wird dadurch auf 164 erhöht. — Auf Einladung der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft hielt am 27. Dezember Staatssekretär Erzberger einen Vortrag über den Völkerbund. Er gelangte zu folgenden Ergebnissen: Es besteht vollkommene Übereinstimmung zwischen Deutschland und sämtlichen Alliierten über die Frage der Kriegsschäden im weitesten Sinne des Wortes. Die unmittelbaren Kriegskosten, die jede Nation ausgegeben hat, sind von ihr selbst zu tragen. Alle anderen Kriegsschäden, soweit sie nicht ausdrücklich in dem betreffenden Notenwechsel aufgezählt sind, deckt





Zu den Straßenkämpfen in Berlin am 24. Dezember. Links: Maschinengewehre im Pfeilersaal des kaiserlichen Schlosses; dieser Saal wurde bei den Kämpfen am schwersten verwüstet. Eine Granate zerriß die marmorverkleidete Rückwand und fuhr in die Mauer des Hofes. Rechts: Aufbahrung der im Schloß Gefallenen im Gang zum Weißen Saal.





Die Beisetzung der Berliner Revolutionsopfer vom 24. Dezember.

Oben: Der Trauerzug vor dem Dom; darüber kreuzt ein Flugzeug zu Ehren der Gefallenen. Unten: Ehrengruß der Fahne des Franzer-Regiments an die Gefallenen. Am 29. Dezember wurden die bei den Straßenkämpfen am 24. Dezember Gefallenen unter großer Anteilnahme des Militärs und des Volkes auf dem Friedhof der Märzgefallenen im Friedrichshain beerdigt. Die fast pomphaft zu nennenden Beisetzungen wurden von Ledebour und Liebknecht zu politischen, aufreizenden Kundgebungen gegen die Reichsregierung benutzt. Auch diesen Begräbnisfeierlichkeiten sollten neue Kundgebungen und Unruhen folgen, die jedoch angesichts einer imposanten Massenkundgebung der Mehrheitssozialisten und Demokraten, die sich zusammengeschlossen hatten, nicht zur Durchführung kommen konnten. Etwa 400 000 Mehrheitssozialisten standen den Unabhängigen und Spartakusleuten gegenüber, die trotz rührigen Werbens nach Schätzung Berliner Blätter nur etwa 30—40 000 Anhänger aufweisen konnten.

gleichfalls jedes Land für sich selbst. Deutschland ist zu Schadenersatz verpflichtet für die besetzten Gebiete in Belgien und Nordfrankreich. Es hat ferner alle Schäden, die es durch seine Angriffe zu Lande und zu Wasser und in der Luft in diesen besetzten Gebieten der Zivilbevölkerung der Alliierten und ihrem Eigentum zugefügt hat, zu ersetzen. Die Frage, wie dieser Ersatz zu leisten ist, wird durch die Friedensverhandlungen geregelt. Es darf aber als feststehend angesehen werden, daß unsere Kriegsgefangenen zur Leistung dieses Schadenersatzes nicht verpflichtet werden können, da in dem Waffenstillstandsabkommen von den Alliierten bereits zugesagt worden ist, daß die Frage der Rückkehr unserer Kriegsgefangenen beim Präliminarfrieden geregelt werden wird. — Vom 23. bis 25. Dezember verhandelte in Luxemburg, im Hauptquartier des Marschalls Foch, eine deutsche wirtschaftliche Abordnung unter Staatssekretär Dr. August Müller mit französischen Vertretern über Wiederherstellung des Verkehrs zwischen den nichtbesetzten und den besetzten Gebieten Deutschlands. Das Ergebnis der Verhandlungen ist: Deutschland verpflichtet sich, bis zum Ende des Waffenstillstands dieselben Lieferungen an Koks, Kohle, Manganerzen und Schrott in die besetzten Gebiete gelangen zu lassen, die es während des dritten Quartals 1918 dorthin gesandt hat. Ferner verpflichtet es sich, bis zum Ende des Waffenstillstands nach Möglichkeit dafür Sorge zu tragen, daß denjenigen Fabriken des besetzten Gebietes, die deutsche Maschinen benutzen, die benötigten Maschinen und Ersatzteile geliefert werden. Die Alliierten erklären, daß sie nicht die Absicht haben, den Verkehr zwischen den linksrheinischen und rechtsrheinischen deutschen Gebieten systematisch zu unterbinden. Sie nehmen Kenntnis von der deutschen Erklärung, daß die deutscherseits zugesagten Lieferungen nur unter der Voraussetzung möglich sind, daß auch gewisse Lieferungen, vor allem an Kohle, Mangan und Minette aus den besetzten Gebieten nach Deutschland gelangen. — Am 26. Dezember erklärten in der Internationalen Waffenstillstandskommission die Franzosen, alle Gerüchte über die Internierung von Elsaß-Lothringern oder deren zwangsweise Verwendung zu Arbeiten seien falsch. Die Fristen für die Rückführung der Habe der aus Elsaß-Lothringen vertriebenen Beamten werden von Kommissaren der französischen Republik bestimmt. — Auf die von der deutschen Waffenstillstandskommission dem Oberkommando der Alliierten vorgetragenen Wünsche, daß zur Vorbereitung und Durchführung der Wahlen zur deutschen Nationalversammlung die Absperrungsmaßnahmen im besetzten Gebiet zu mildern seien, sind von Marschall Foch deutschen Behörden mehrere Erleichterungen zugestanden worden; so werden Preß- und Versammlungsfreiheit von den alliierten Armeen gewährt in einem Maße, das mit der Aufrechterhaltung der Ordnung und einem einwandfreien Verhalten der Bevölkerung gegenüber den alliierten Armeen im Einklang steht. Diese Anordnungen finden jedoch keine Anwendung auf Elsaß-Lothringen. — Mit Rücksicht auf die lebhaften Bedenken, die vielfach gegen den Erlaß Hoffmanns über den Religionsunterricht vom 29. November 1918 geltend gemacht worden sind, ordnete der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung (Haenisch) an, daß eine Durchführung überall dort, wo sie auf ernste Schwierig-

Georg Ledebour, der Führer der Unabhängigen Sozialdemokraten, hält während der Leichenfeier für die am 24. Dezember Gefallenen eine fanatische Rede gegen die Reichsregierung.



Der Schwur der Spartakusleute in Berlin. Die anläßlich der Bestattung der Revolutionsopfer versammelten Anhänger der Spartakusgruppe legen nach einer Ansprache eines ihrer Führer den Spartakus-Treuschwur ab. Phot. Willi Ruge.

keiten stößt, bis zur Entscheidung durch die preußische Nationalversammlung zu unterbleiben hat. — Prinz Friedrich Karl von Hessen verzichtete auf die Krone Finnlands. — Amtlich wurde mitgeteilt, daß auf den Gruben des oberschlesischen Zentralkohlenreviers bolschewistische Anarchie herrscht. — In Litauen werden noch auf mehrere Monate deutsche Truppen zum Schutze des Landes verbleiben. Außerdem werden von deutscher Seite der Taryba (litauischen Regierung) Waffen zur Verfügung gestellt werden, die von dieser an die litauischen, weißrussischen und jüdischen Bevölkerungsgruppen zur Schaffung einer gemeinsamen bewaffneten Macht verteilt werden. — Den „Times" wird aus angeblich guter Quelle aus Kapstadt gemeldet, die deutschen Bewohner von Deutsch-Südwestafrika hätten eine Bittschrift an Wilson gerichtet und darin versichert, auf Grund des politischen Selbstbestimmungsrechts der Völker eine Republik im Bundesverbande mit Deutschland bilden zu wollen. Die Eingeborenen würden eine derartige Regelung sehr gern sehen. — Präsident Wilson wurde in London mit großen Ehren empfangen. Ihm wurde das Ehrenbürgerrecht der Stadt Manchester verliehen. — Die französischen Verluste betragen bis zum 1. November 1918 an Gefallenen, Gefangenen und Vermißten 42 600 Offiziere und 1 768 000 Mannschaften; gefallen sind 31 300 Offiziere und 1 019 000 Mannschaften; vermißt 3000 Offiziere und 311 000 Mann; die Zahl der Gefangenen beträgt 8300 Offiziere und 438 000 Mann. — Die Ziele des tschechischen Präsidenten Masaryk sind: Freundliche Ausgleichung mit den Deutschen innerhalb und außerhalb des tschechischen Staates; Aufrichtung einer Föderation der neuen auf dem Gebiete der ehemaligen Monarchie Österreich-Ungarn entstandenen Staaten unter tschechischer Führung; Ausgleichung mit Deutsch-Österreich und dessen Anschluß an die Föderation; Aufrichtung eines neuen deutschen Bundesstaates unter Führung Bayerns; Vernichtung Preußens und Ungarns. — Tschechische Truppen besetzten Jägerndorf und Freudenthal in Österreichisch-Schlesien. — Die Bolschewiki haben Mitte Dezember an der Jekaterinburger Front eine ernste Niederlage durch russisch-sibirische Truppen erhalten, die Perm besetzten, 18 000 Gefangene machten und 60 Geschütze erbeuteten. — Havas gab eine Meldung des „Petit Parisien" aus Konstantinopel wieder, wonach eine Irade des Sultans die Auflösung des türkischen Parlaments verfügte. — Der italienische General Caviglia wurde beauftragt, die Operationen zur Wiederbesetzung und Eroberung von Tripolis zu leiten.



Heimkehr. Einzug des Infanterieregiments Nr. 155 mit der lorbeergeschmückten Fahne in Berlin. Das Regiment gehört der 37. Infanteriedivision an, die sich in der Schlacht bei Tannenberg besonders auszeichnete. Die Truppen wurden ebenso herzlich empfangen wie die früher eingezogenen. Phot.: Union Lamm.

29. Dezember. Die Berliner Regierungskrisis fand ihren Abschluß damit, daß am 29. morgens 1 Uhr der Austritt der Unabhängigen Haase, Dittmann und Barth mit der Verlesung ihrer Erklärung durch Dittmann erfolgte. An ihre Stelle traten die Mehrheitssozialisten Noske und Wissel. Der Wirkungskreis der Regierungsmitglieder ist folgendermaßen verteilt: Ebert Inneres, Scheidemann Äußeres, Noske Heer und Marine, Landsberg Finanzen, Wissel Sozialpolitik. — Graf Brockdorff-Rantzau übernimmt neben dem Auswärtigen Amt auch das Kolonialamt als Staatssekretär. — Das Ergebnis der englischen Parlamentswahlen bedeutet einen großen Sieg Lloyd Georges und eine Niederlage der Pazifisten. Die jetzigen Minister sind fast alle wiedergewählt worden, während die ehemaligen liberalen Minister

General der Infanterie Frhr. v. Lüttwitz, der neue Befehlshaber der in Berlin garnisonierenden Truppen und Nachfolger des Generals Lequis. Infolge des Ausgangs der Berliner Straßenkämpfe am 24. Dezember, der einer Waffenstreckung der Truppen gleichkam, trat General Lequis zurück.



Mehrheitssozialist Wissel trat mit dem Mehrheitssozialisten Noske in den Rat der Volksbeauftragten, aus dem die Unabhängigen Haase, Dittmann und Barth ausschieden. Wissel, der als ein hervorragender Sozialpolitiker gilt, gelang es, den Stadthagenschen Wahlkreis Niederbarnim den Unabhängigen zu entreißen.

faſt ausnahmslos ihre Mandate verloren haben. — Die beiden lettiſchen Kompagnien der von der vorläufigen lettiſchen Regierung aufgeſtellten Landeswehr in Riga meuterten und erklärten, zu den Bolſchewiki übergehen zu wollen. Hierauf umzingelten deutſch-baltiſche und reichsdeutſche Truppen die Kaſerne der Meuterer; das im Hafen liegende engliſche Geſchwader griff im Einvernehmen mit dem deutſchen Oberkommando mit Schiffsartillerie ein und beſchoß die Kaſerne, worauf ſich die lettiſchen Kompagnien bedingungslos ergaben.

30. Dezember. Die freiwillige Volkswehr, dieſe Kerntruppe der deutſchen Republik, wird nach dem militäriſchen Programm der neuen Regierung nur aus Freiwilligen gebildet, die das 24. Lebensjahr zurückgelegt und bei körperlicher Rüſtigkeit einen längeren, einwandfreien Frontdienſt hinter ſich haben. Sie werden nach einer Probezeit von 21 Tagen zunächſt auf ſechs Monate verpflichtet, wählen ihre Führer ſelbſt, und zwar jede Hundertſchaft einen Führer und drei Zugführer, mehrere Hundertſchaften den Abteilungsführer und einen Stab, dem ein Vertrauensrat von fünf Freiwilligen zur Seite ſteht. Die Volkswehr unterſteht ausſchließlich dem Rat der Volksbeauftragten. Als ſeine nächſte Hauptaufgabe bezeichnete der Volksbeauftragte Noske, gegen die von Oſten drohenden Gefahren mit allen verfügbaren Mitteln einen ſtarken Schutz zu ſchaffen. — Die Arbeiter- und Soldatenräte in Wreſchen, Miloslaw und Schroda erklärten ihren Anſchluß an Polen. — Die Reichskonferenz des Spartakusbundes, die im preußiſchen Abgeordnetenhauſe tagte, beſchloß die Gründung einer eigenen Partei unter dem Namen „Kommuniſtiſche Partei Deutſchlands (Spartakusbund)", die in ſcharfen Gegenſatz zu den Unabhängigen tritt. Der ruſſiſche Abgeordnete Radek, dem das Betreten Deutſchlands verboten iſt, war trotzdem als Vertreter des ruſſiſchen Bolſchewismus Gaſt der Konferenz. Obgleich Liebknecht in eindringlicher Weiſe für eine Beteiligung der Partei an den Wahlen ſprach, wurden bei der Abſtimmung 23 Stimmen für und 63 Stimmen gegen eine Beteiligung abgegeben, was von der Verſammlung mit ſtürmiſchem Beifall begrüßt wurde. — Auf dringendes Erſuchen der Oberbürgermeiſter von Bautzen und Zittau entſandte die ſächſiſche Regierung Truppen in die Lauſitz zum Schutze gegen einen Tſchecheneinfall. Der Kommandierende General des 12. Armeekorps Götz von Olenhuſen begab ſich nach Zittau. — Der bisherige Generalbevollmächtigte des Deutſchen Reiches für die baltiſchen Lande, Winnig, iſt zum außerordentlichen Geſandten bei den Republiken Lettland und Eſtland mit dem Amtsſitz in Riga ernannt worden. — Ein Übereinkommen zwiſchen Deutſchland, Schweden und Finnland über die Schleifung der Alandsbefeſtigungen wurde in Stockholm von den Bevollmächtigten der drei Staaten unterzeichnet. — Das britiſche Luftminiſterium entſandte nach Zentralafrika zwei Abteilungen von Fliegern mit Flugzeugen und Ausrüſtungsgegenſtänden, um eine Luftverbindung von Kairo nach Kapſtadt einzurichten. Ebenſo wurde eine Unterſuchung angeſtellt über eine zu ermöglichende Luftverbindung von Indien nach Auſtralien über Singapore. — Die Blockade der kleinaſiatiſchen und ſyriſchen Küſte wurde aufgehoben. — In Konſtantinopel wurden engliſche Truppen gelandet. — Smyrna wurde nach einer Baſeler Meldung von griechiſchen Matroſen beſetzt.

31. Dezember. Die Steuerpläne der deutſchen Reichsregierung ſind folgende: Zunächſt ſollen die Kriegsgewinne eingezogen werden, und zwar in der Form einer außerordentlichen Kriegsabgabe für das Rechnungsjahr 1919 und einer außerordentlichen Abgabe vom Vermögenszuwachs, wobei die bereits auf Grund des Kriegsſteuergeſetzes vom 21. Juni 1916 gezahlte Steuer angerechnet wird. Von dem nach Einziehung der Kriegsgewinne verbliebenen Vermögen ſoll eine große allgemeine Vermögensabgabe erhoben werden. Um das ſich noch nachträglich bildende neue Vermögen in entſprechender Weiſe zu belaſten, ſoll im Anſchluß an die Vermögensabgabe ein Ausbau der Beſitzſteuer erfolgen. Die hohen Einkommen ſollen ſtärker belaſtet werden, indem eine Reichseinkommenſteuer mit weiter geführter Progreſſion mindeſtens für dieſe Einkommenſteuerſtufen eingeführt wird. Eine Kapitalertragsſteuer ſoll die Erträgniſſe des Kapitals (Kupons, Dividenden, Hypothekenzinſen uſw.), eine Betriebsertragsſteuer die einen gewiſſen Mindeſtbetrag überſteigenden Gewinne geſchäftlicher Unternehmungen erfaſſen. Die Erbſchaftsſteuer ſoll unter Weiterführung der Abſtufung ſtark erhöht werden; ſie ſoll auf Abkömmlinge und Ehegatten ausgedehnt werden. Für die Höhe des Abgabeſatzes ſoll nicht nur der Betrag der Erbſchaft, ſondern auch die Vermögenslage des Erben berückſichtigt werden. — Staatsſekretär Wurm, Leiter des Reichsernährungsamtes, hat ſich mit den drei aus der Reichsregierung ausgeſchiedenen Unabhängigen ſolidariſch erklärt und ſein Amt zur Verfügung geſtellt. — Eine Konferenz der ſüddeutſchen Regierungen in Stuttgart, auf der Bayern, Württemberg, Baden und Heſſen vertreten waren, beſchloß einmütig, auf die neue Einrichtung des Reiches auf bundesſtaatlicher Grundlage, die Schaffung einer arbeitsfähigen Reichsleitung und die ſchleunige Herbeiführung des Friedens für das Deutſche Reich hinzuwirken. Die ſüddeutſchen Regierungen verlangen, daß ihnen Gelegenheit gegeben wird, an den bevorſtehenden Verhandlungen mit Amerika durch eine gemeinſchaftliche Vertretung innerhalb des Reiches teilzunehmen und durch ihre eigenen Einrichtungen an der Einfuhr von Lebensmitteln und Rohſtoffen unmittelbar beteiligt zu werden. — Der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung" wird aus zuverläſſiger Quelle mitgeteilt, daß für bolſchewiſtiſche Propaganda in Deutſchland gegenwärtig noch Depots in Höhe von $12^1/_2$ Millionen Mark zur Verfügung ſtehen. Dieſe Beträge ſollen in erſter Linie zur Einleitung einer kräftigen Wühlarbeit unter den deutſchen Induſtrie- und Transportarbeitern dienen. — In Polen betreiben von Moskau ausgeſandte bolſchewiſtiſche Hetzer mit bedeutenden Geldmitteln den Sturz der Regierung Pilſudskis. — Die ſchwediſche Regierung hat den zwiſchen Schweden und dem Deutſchen Reiche am 2. Mai 1911 abgeſchloſſenen Handels- und Schiffahrtsvertrag gekündigt, der Anfang 1920 außer Kraft tritt. — Die Volksmatroſendiviſion räumte das königliche Schloß in Berlin. — Auf die im Betrage von 500 Millionen Kronen aufgelegte deutſch-öſterreichiſche Staatsanleihe wurden über 750 Millionen Kronen gezeichnet. — Der Vertrag zwiſchen der Interalliierten Wirtſchaftskommiſſion und den Vertretern Deutſch-Öſterreichs wurde in Bern unterzeichnet. Danach träfe die Lieferung von 4000 Tonnen Weizen aus Italien in Innsbruck ohne Vorausbezahlung ſofort ein. Die Lieferung weiterer 25 000 Tonnen Weizen, Fett und Zitronen iſt für allernächſte Zeit zu erwarten. — Der Londoner „Daily Telegraph" meldete aus Paris, die niederländiſche Regierung habe zugeſtimmt, daß die Schelde zum Transport von Vorräten für die alliierten Truppen in Deutſchland benutzt werde.

Der Zug des Todes.

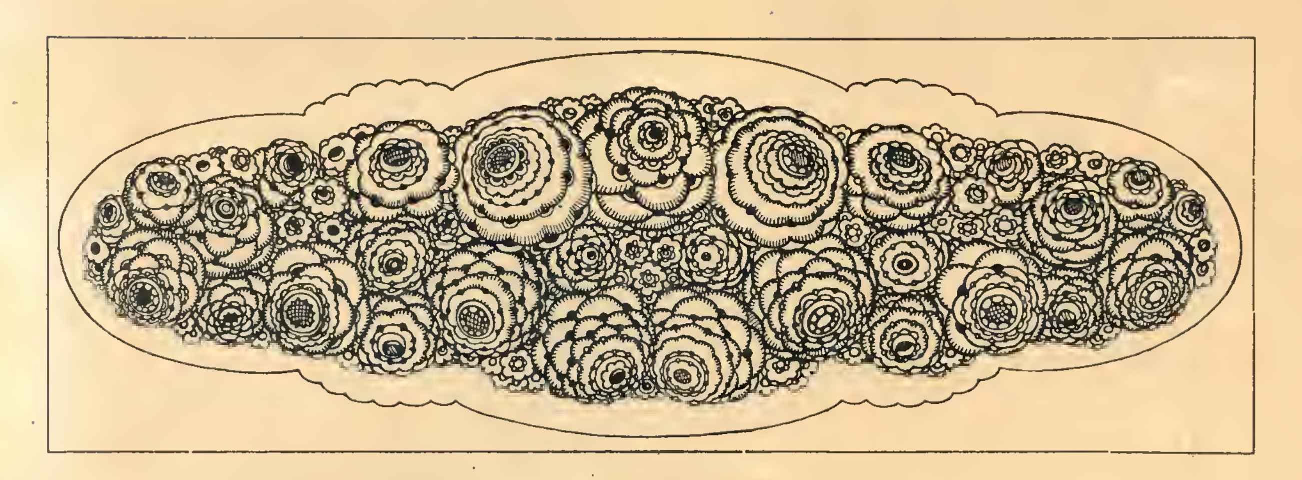
Die Verluſtliſten wieſen in dieſer Woche noch täglich über 5000 Namen auf. Von den auf dem Felde der Ehre Gefallenen ſeien erwähnt: Major Paul Melchior, Lüdenſcheid; Oberleutnant Hugo Rauſcher, Deggingen; Oberleutnant Johannes Graf v. Preyſing-Lichtenegg-Moos; Leutnant Hans Fraiguin, Aachen; Leutnant Hugo v. Lenski, Metz; Leutnant Kurt Trützſchler von Falkenſtein, Wiesbaden; Leutnant Hans Werner Fiedler, Sperenberg; Leutnant Hans v. Linſingen; Leutnant d. R. Paulus Heidemann, Unterkapheim; Leutnant Heinrich Frhr. v. Lindelof, Hofgeismar; Leutnant d. L. Herbert v. Reden, Haſtenbeck.

Die Schachwelt beklagt den Verluſt des Wiener Schachmeiſters Karl Schlechter, der 45jährig in Budapeſt ſtarb; er gehörte zu den Großmeiſtern des Schachſpiels und war an den bedeutendſten Weltturnieren der letzten Jahrzehnte mit Erfolg beteiligt.

Christi Predigt am See.

Nach einem Gemälde von Fritz v. Uhde.





Die vom Rosenhof.

Roman von Luise Westkirch. (Fortsetzung.)

Während Wessel die Küchentür auf dem unverschlossenen Vorplatz öffnete, verweilte er einen Augenblick auf der Schwelle und ließ, wie er jedesmal beim Eintreten zu tun pflegte, einen Blick halb unbewußter Befriedigung über das Heim gleiten, das sein Fleiß geschaffen hatte, zusammengetragen Stück für Stück und Jahr um Jahr. An den Wänden der Küche blinkte sauberes Geschirr, vor den Fenstern lud ein Tisch mit heller Wachstuchdecke ein. Der Schrank hatte bunte Glasscheiben. Daneben tickte eine Kuckucksuhr. Ein Sessel prangte in der Ecke. Links davon lag die Putzstube mit dem Sofa und dem Vertikow mit Muschelaufsatz, dem Tisch mit der Plüschdecke und dem Goldfischglas drauf, jeder Gegenstand blank und scheinbar unbenutzt wie sein eigener Anzug.

Am Herd stand Lisbeth und zerbrach über dem Knie Reisig zum Feueranzünden, noch ein wenig rot von ihrem Wasserbad, aber mit solide geordnetem Haar und trockenem Gewand, hausfraulich geschäftig.

Wessel runzelte die Stirn. „Hast noch kein Feuer im Herd?"

„Ich hab' warten müssen beim Einholen," entschuldigte sie. „Es is schon nich mehr schön, der Betrieb bei der Potthoffschen."

„Warum kaufst du nicht in einem anderen Laden?"

„Wenn man schon mit der Gesellschaft zusammenlebt! Die würde uns schön schlecht machen in der ganzen Nachbarschaft, wenn ich woanders hinginge. Ich hab' dich oft genug gebeten, daß du wegziehen sollst aus dem Rosenhof!"

Aber Wessel war nicht gesonnen, seinen wachsenden Schatz auf der Sparkasse anzugreifen für ein so unrentables Geschäft, wie ein Umzug ihm schien.

Er ging über den Gang, wo in der großen Kammer die Betten des Ehepaars standen, während die kleine von Ede bewohnt wurde, hängte den Straßenrock sorgfältig in den Schrank und zog seine Hausjoppe an.

„Wo ist der Junge?" fragte er.

„Klimmets Dora hat ihn hingenommen, während ich zum Einholen fort war."

„Wenn du das Essen zu Feuer hast, wollen wir flink abrechnen," sagte Wessel. „Ich muß hernach gleich wieder fort, hab' heut Nachtdienst, Wache."

„All wieder mal! Du wirst dich zuschanden machen mit dem beständigen Schuften."

„Ist keine schwere Arbeit und bringt was. Solang wir jung sind, müssen wir uns rühren. — Nun bring das Buch."

Lisbeth zog heimlich eine Fratze. Sie haßte die Genauigkeit ihres Mannes, fest überzeugt, daß Marktgroschen das gute Recht jeder Hausfrau seien. Aber sie holte gehorsam das Anschreibebuch herbei, breitete den Rest des Geldes auf den Tisch und schrieb die einzelnen Posten auf. Ein halbes Pfund Reis: so viel. Drei Heringe: so viel. Ein Viertelpfund Blutwurst: so viel.

Im Sessel sitzend, das blasse, bartlose Gesicht in die Hand gestützt, prüfte Wessel ernsthaft nach. Aber er grämelte heute nicht.

In einem Gefühl von Schuldbewußtsein fragte Lisbeth schmeichelnd: „Soll ich dir einen Eierkuchen backen? Den verträgst du gut."

„Was hast du für Ede, Frau? Du mußt ihm was Gutes auf den Tisch setzen."

„Der Bengel sieht nich aus, als ließ' ich ihn hungern, sollt' ich denken."

Wessel seufzte. „Er macht mir Sorgen, Lisbeth."

Lisbeth wurde rot und wandte sich rasch dem Herd zu. „Wieso denn Sorgen? Was willst du damit sagen?"

„So, als ob er auf keinem guten Weg wäre. Wir müssen dazutun, Lisbeth. Du mußt mir helfen."

„Ei ja, gewiß, wenn du meinst."

„Ich häng' an dem Jungen. Er ist ja der einzige Angehörige, den ich auf der Welt hab', außer dir und unserem Buben, Lisbeth. Und ich kann wohl sagen, bis vor ein paar Wochen hab' ich meine helle Freude an ihm gehabt. Aber mit eins hat er sich verändert. Er *hat* sich verändert! Du mußt's auch gemerkt haben."

Lisbeth rasselte mit den Töpfen. „Ach, du machst dir immer so viel Gedanken!"

„Bei der Arbeit, da ist er ja wohl noch fix. Aber die halben Nächte treibt er sich herum. Das tut nicht gut. Ich hab' mir sagen lassen, daß er mit dem Paul Wieprandt sich sogar öfters mit Potthoff seinem Bettlerpack gemein macht. Eine Schande ist das für beide!"

„Was kann ich dabei tun?! Red doch mit ihm, wenn du denkst, daß —"

„Nein. Mit Worten kommt man solchen Sachen nicht bei. Ich bin der Ansicht, daß wir versuchen müßten, ihn im Haus zu halten, auf eine feine Art, ohne daß er's gewahr wird, verstehst du? Das ist deine Sache. Dazu kann eine Frau viel tun. Die kann einem Mann sein Haus so behaglich machen, daß er an Ausgehen gar nicht mehr denkt."

Lisbeth schlug ihren Eierschaum und antwortete nicht.

Wessel fuhr fort: „So wie es in den ersten Wochen war, als er von den Soldaten heimkam, so, meint' ich, sollt' es immer bleiben: du, Lisbeth, er und ich, zufrieden miteinander und miteinander immer ein Stück weiter vor-

wärts kommend, bis der Ede selbst einmal ein braves Mädchen findet.“

„Du möchtest ja woll alle Burschen verheiraten, wenn du könntest,“ lachte Lisbeth. Aber es war ein scharfer Klang in ihrer Stimme.

Ein Lächeln ging über sein Gesicht, es seltsam erhellend. Er trat zu ihr und legte den Arm um ihren Leib. „Ist's denn nicht was Gutes? Sind wir nicht glücklich miteinander, Liesel?“

Sie gab ihm einen Kuß, flüchtig, mit spitzen Lippen. „Ach, du Brummbär!“

„Ist's nicht fein, zu arbeiten für Menschen, die man lieb hat? Für dich! für unseren August. Ist's nicht fein, die Mark zur Mark zu legen, damit unserem Jungen mal auf unseren Schultern das Aufsteigen leichter wird, als es uns geworden ist? Und wie mein eigen Kind ist mir der Ede. Weiß der Himmel, er ist mir wie mein Sohn. Immer seh' ich noch sein verweintes Gesichtchen, wie ich ihn mir holte. So'n Spier wie er damals war! Wenn's schief mit ihm ginge, ich käm' nich drüber, Liesel. Ich käm' dr nich über.“

„Ei, wie soll's denn schief gehn?!“

Sie setzte den Eierkuchen auf den Tisch, Gurken und gekochte Pflaumen dazu, Brot und Butter.

„Nu iß, Ernst. Soll ich dir vom Potthoff eine Maß holen? Oder willst du lieber Kaffee?“

„Gib mir lieber Kaffee!“

Er aß und trank, aber seine Gedanken blieben bei dem Bruder. Er sah auf seine Taschenuhr.

„Er müßte lang daheim sein.“

Endlich stand er auf.

„Ich muß wieder fort. Wenn Ede kommt, gib acht, daß er heut zu Haus bleibt. Hast ja 'n flinkes Mundwerk. Erzähl ihm Geschichten. Ich hab' auch ein feines Buch aus der Verbandsbibliothek. Gib ihm das. Da kann er was draus lernen. Mach's gescheit.“

Er gab ihr einen Kuß. In der Tür wandte er sich noch einmal um, überflog mit dankbarem Blick sein friedliches Heim und die blonde, kleine Frau, die des Heimes Seele war, die Mutter des Kindes, in dem er seines Lebens Zweck und Lohn sah. Und während er seiner Arbeitsstätte zuschritt, dachte er, es sei doch ein gesegneter Abend gewesen, als er bei Blitz und Donner und prasselndem Regen der blonden Lisbeth begegnet war, die aus ihrer Fabrik heimwanderte wie er aus der seinen. Rührend und drollig zugleich waren ihr Schreck und ihre Überraschung anzusehen, als sie, das helle Kraushaar und das saubere Gewand schon ganz durchnäßt, in einen Torbogen flüchtete, und der Ausdruck von Freude dann, als er ihr anbot, sie unter seinem Schirm heimzubringen. Er hatte den klatschenden Regen kaum verspürt bei ihrem lustigen Geplauder, und als sie vor der Tür ihres Hauses standen, war ein gemeinsamer Ausflug für den nächsten Sonntag verabredet, und Ernst Wessel im Herzen schon fast entschlossen, daß es ein Ausflug für das Leben werden sollte. Er hatte es nicht bereut. Er war stolz auf die Frau, stolz auf ihre frohe Schönheit, stolz auf ihre fleißigen Hände, stolz darauf, daß die Kameraden ihn heimlich um sie beneideten, und stolz nicht zum wenigsten auch auf seine Grundsätze, nach denen er aus dem gedankenlosen Mädchen sich solch tüchtige, pflichttreue Frau erzogen hatte.

Als er die Treppe hinuntergegangen war, lockerte Lisbeth vor dem kleinen Spiegel ihr allzu straff gestrichenes Haar und steckte eine himmelblaue Schleife unter ihren Kragen. Dann öffnete sie die Tür und rief mit lauter Stimme ins Treppenhaus: „August! — Au—gust!“

Ein dreijähriger Bub, blond und rosig wie sie, stolperte auf ihren Ruf die Stufen vom ersten Stockwerk hinauf. Sie nahm ihn auf den Schoß und löffelte ihm eilig seinen Brei ein. Dann steckte sie ihn ins Bett, eilig eilig. Eilig zündete sie die Lampe an, begann das Abendbrot herzurichten für sich und den jungen Schwager. Ihre Augen glänzten dabei, ihre Wangen röteten sich, und wie dunkle Rosenblätter brannten ihre vollen Lippen. Ein Fieber stieg langsam in ihr, das Fieber eines Verlangens, das lange in ihr gekeimt hatte und nun aus dem stillen Reich der Wünsche empordrängte zur Erfüllung. Einmal nahm sie das Bild ihres Mannes von dem Vertikow der guten Stube, betrachtete es und dann ihr eigenes Gesicht im Spiegel und schnitt eine Grimasse. Ach, dieser Mann der Grundsätze und Weisheitslehren hatte ja keine Ahnung davon, was es heißt jung sein, glückshungrig sein! So dumm war er bei all seiner Gescheitheit, so erzdumm, daß er sich einbildete, er könne einer Frau, wie sie war, genügen. Solch ein Bündel von Tugenden und Pflichten! Sie begehrte einen lebendigen Mann. Im Haus halten sollte sie ihren jungen Schwager?! Ja, sie würde ihn halten!

Plötzlich strahlte ihr Gesicht auf. Sie erkannte Edes Schritt auf der Treppe.

„Endlich! Endlich!“

Er trat befangen über die Schwelle. Verlegen senkte er den Blick vor dem Strahlen ihrer Augen.

„Wo is denn Ernst?“

„Hast Sehnsucht nach ihm?“ spottete sie. „Ein paar Musterbrüder seid ihr! Dienst hat er auf die Nacht un läßt dich schön grüßen. Un du sollst hübsch bei mir zu Haus bleiben, soll ich dir ausrichten. Ausdrücklich hat er mir's aufgetragen.“ Sie lachte.

„Lisbeth!“

„Wenn ich dir's sag'! Seine Worte! Recht lieb soll ich zu dir sein, damit du mir ja nich ausrückst. — Da werd' ich dir zuvörderst mal ein feines Abendbrot auftragen.“

Sie stellte Sauerkraut und Eisbein — Edes Lieblingsgericht — auf den Tisch vor die Lampe und setzte sich ihm gegenüber, während er zu essen begann. Eine dumpfe Unruhe wühlte in ihm. Es war unheimlich still im Haus. Die Geräusche des lärmenden Hofes waren eingeschlafen mit dem zur Rüste gehenden Tag. Laut in der Stille klang das Ticken der Kuckucksuhr neben dem Spind mit den bunten Scheiben. Ihm war, als ob aus der Frau ihm gegenüber eine Schwüle aufsteige und den ganzen Raum erfülle, eine Schwüle, die ihn fast erstickte. Nach Luft ringend, riß er die Joppe über der Brust auf.

„Wo hast du denn den Jungen, den August?“

„Der schläft schon lange. Ja, was is dir denn, Ede? Man sollte fast meinen, das is ja spaßig! Bist gar bang vor mir?“

„Es is bloß so 'ne unvernünftige Hitze hier drinnen.“ Er stieß den Fensterflügel auf.

„Soll' ich dir 'n Seidel Bier holen?“

„Ja, mach zu,“ sagte er rasch. „Die Zunge klebt mir am Gaumen.“

Sie lief leichtfüßig die Treppe hinunter. Ede atmete auf. Sie war fort! Nun würde er essen können. Er mußte doch Gabel und Messer wieder niederlegen. Der Bissen quoll ihm im Mund. Die Frau! — Die Frau! — Er meinte wieder die Wärme ihres Körpers zu fühlen, wie sie ihn angestrahlt hatte über den Tisch weg. Sein kühler Bruder — und dieser Feuerteufel von Weib! Er hätte nicht zu dem Bruder ziehen dürfen, als er von den Soldaten heimkam; niemals zu dem Mann, dem er alles, alles verdankte. Nun fürchtete er sich schon vor seinem eigenen Haus. Und der Bruder so blind, so blind! Aber



Aus dem entschwundenen Alt-Hamburg. Phot. G. Koppmann & Co.

er blieb nicht. Gleich jetzt machte er sich davon, ehe die Frau zurückkam. Noch war es Zeit!

Nein, es war nicht mehr Zeit. Schon klapperten Lisbeths Hackenschuhe wieder die Treppe herauf.

„Da hast du! Frisch vom Faß. Es is heute großer Betrieb beim Potthoff.“

„Ach, war das kühl! Tat das gut!“ Er leerte das Seidel auf einen Zug. „Noch eins, Liesel! Nimm lieber den Krug.“

„Du blinder Maulwurf! ich halt' ihn ja in der Hand. Das konnt' ich doch denken, daß du heut mit einem Seidel nich auskämst. Ich will auch mein Teil.“

Sie nahm ein Glas, schenkte es voll und stieß mit ihm an.

„Auf vergnügten Abend —!“ Sie zwinkerte ihm schelmisch zu. „Weil er doch will, daß du bei mir bleibst.“

Ede stampfte mit dem Fuß. „Du sollst nicht über ihn lachen! Er ist ein guter Mensch, der Ernst. Du kannst weit suchen und findest keinen wie ihn.“

„Ta ta ta.“

„Wir sind ihm Dank schuldig.“

Da wurde ihr Gesicht ernst und böse. Hastig stieß sie das Glas auf den Tisch.

„Dank?! Du vielleicht. — Ich? — Wofür ich?! Daß er mich genommen hat in meiner grünen Jugend, ehe ich wußte, was das Leben war, wer ich selber war, und mich hier eingesperrt hat in seinen goldenen Käfig? Ein guter Mensch! Daß ich nich lach'! — Überhaupt kein Mensch is er! Eine Rechenmaschine, ein Band von Grundsätzen, einer, der selbst nich lachen kann, un es mit der Angst kriegt, wenn andre es tun. Is das ein Mann, is das ein Leben für eine Frau wie ich?!“

„Lisbeth! Lisbeth! Das hab' ich nich gewußt, daß du —“

„Weil ich nich immerlos plärre un mich beklage, meinst du, daß ich zufrieden sein muß?!“

„Er hat dich doch lieb. Ich weiß, sehr lieb hat er dich.“

„Gar nich, du Narr. — Lieb? — Lieb hat er seine Gescheitheit. Davon is er so angeschwollen, daß er meint, es gibt keinen Gescheiteren auf der Welt. Un dabei sieht er die einfachsten Dinge nich. Sonst hätt' er woll nich dich in sein Haus gezwungen, dich neben sich gestellt vor mich hin! Als ob ich blind wäre!“

„Lisbeth, morgen am Tag geh' ich aus eurem Haus.“

„Dann geh' ich morgen am Tag ins Wasser. So wahr ich hier stehe, ich gehe ins Wasser. Meinst du, ich will das Leben ertragen, wenn du mich allein läßt — mit ihm? Seit du hier bist, hab' ich das Lachen un das Freuen wieder gelernt. Un ich will dich nich wieder verlieren! Ich will nich! Ede!“

„Aber — er, Liese — er!“

„Nimmst du ihm denn etwas? — Weiß er davon? — Wird er je davon wissen?“ — Sie flüsterte die Worte ihm ins Ohr, die Arme um seinen Hals geschlungen. „Ede, ich vergeh', wenn du mich allein läßt!“

Er hatte die rechte Hand ausgestreckt, um sie sacht von sich weg zu schieben. Aber der Druck der Hand wurde schwächer und schwächer. Die Schwüle, die aufstieg aus dem Körper der blonden Frau, wurde Glut, wurde Flamme, schlug zusammen über seinem brennenden Hirn —

Ein Johlen klang aus dem Potthoffschen Keller herüber. Ein Holzwurm pickte im alten Fachwerk des Hauses. Mit leisem Knistern erlosch das Feuer im Herd.

5.

Das Pochen in der Wieprandtschen Schlosserei war verstummt. Zu Überstunden gab der Betrieb keine Veranlassung. Nicht einmal einen Gesellen hielt der alte Wieprandt, seit sein Sohn im Zorn sein Haus verlassen hatte. Die Werkstatt sah noch ebenso altmodisch und unzulänglich aus wie vor siebenundzwanzig Jahren, als er sich drin eingerichtet hatte, nur rußiger und trübseliger war sie geworden. Mit neuzeitlich eingerichteten Unternehmungen Schritt zu halten hatte der alte Handwerker nie versucht. Schöpferische Ideen wuchsen nicht in seinem Hirn. Wären sie je drin aufgekeimt, sein vorsichtiger Wille würde nie ihre Ausführung gewagt haben. Er wollte sicher gehen. Und die Tragik seines Lebens bestand darin, daß gerade dies ängstliche Erwägen der Sicherheit seines Geschäfts im Konkurrenzkampf mit mutigeren Unternehmungen den Boden untergraben und ihn selbst in Sorgen und Verlegenheiten gestürzt hatte, trotz seines Fleißes, seiner Rechtschaffenheit, seiner Sparsamkeit.

Ein verbitterter, vorzeitig gealterter Mann schloß er an diesem Abend seine Arbeitsstätte, in der es kaum mehr eine Bestellung fertig zu machen gab, und stieg die steile Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Ein Wassereimer und ein Schrubber verbarrikadierten ihre unteren Stufen. Über die oberen rann aus einem triefenden Scheuerlappen in kleinen Wasserfällen das Schmutzwasser ihm entgegen. Seine zweite Frau gehörte zu den Hausfrauen, die ihr Licht nicht gern unter den Scheffel stellen. Wenn sie sich abrackerte, sollte der Mann ihre Tugend auch gründlich am eigenen Leibe spüren. Wieprandt wunderte sich deshalb auch nicht, als er durch die Kaskaden aufwärts watete, als er sein Sofa, den Tisch und sämtliche Stühle als Bollwerk auf dem Flur übereinander aufgetürmt fand, während die von frischem Scheuern triefende Stube ihm feuerlos und leer entgegenstarrte. Einige Minuten harrte er seufzend. Dann rief er aus dem Fenster nach der verschwundenen Gattin, aber mit weit geringerem Stimmaufwand, als er seiner ersten Frau gegenüber anzuwenden pflegte: „Frida! — Fri—da!"

Frau Wieprandt, der mitten im Treppenaufwaschen eingefallen war, daß sie notwendig von der Potthoffschen ein Viertelpfund Kaffee holen müsse, brach auf seinen Ruf hin ihr Gespräch mit der Nachbarin ab und kam stark schnaufend die Treppe heraufgestürmt, eine kleine, behende Frau, deren Gesicht, Haar, Brauen, Wimpern, Lippen, Ohren gleichmäßig die Farbe von vergilbtem Elfenbein zeigten. Sie war eine in der Knospe verwelkte Blume gewesen, als Wieprandt ihr flinkes Mundwerk und ihre tausend Mark Sparkassengelder freite, und war auch in der Würde einer Ehefrau und Mutter nicht aufgeblüht.

„Hast all 'Feierabend gemacht, Wieprandt? Freilich, es gibt ja ohnehin keine Arbeit mehr bei uns. Lohnt nahsten nich, daß eins die Werkstatt aufmacht. Weißt du, ich mußte notwendig zum Einholen hinüber. Wenn erst all die Fabrikers heimkommen, kriegt eins ja nichts Gescheites mehr."

„Frida," begann Wieprandt, den es nach der Glut am Schmiedefeuer in der kalten, nassen Stube fror.

Die Schlosserin ließ sich nicht stören. „Und was meinst du, was die Potthoffsche mir zuschreit?! Sie hat's von der Schrabbiner-Lotte, die Verkehr hat mit einem aus der Waggonfabrik. Der hat's ihr gesteckt. Dein Paul, der Lümmel, der nixnutzige, geht mal wieder blank."

Wieprandt runzelte nur die Stirn. Er sprach nicht gern von dem Sohn, besonders nicht mit seiner zweiten Frau, die aus den Verfehlungen seines Jungen ein Hauptmittel gemacht hatte, um ihn selbst seine Unterlegenheit ihrer unfehlbaren Vortrefflichkeit gegenüber fühlen zu lassen.

„Wenn du den Tisch und die Stühle wieder in die Stube setzen wolltest, Frida, damit ich mich ausruhen kann."

Sie tat, als hörte sie nicht. „Was sagst du, Wieprandt? Sein Werkzeug hat er hingeschmissen, dein Paul, und fortgemacht, wie er ging und stand. Was es bloß mit dem noch mal werden soll! — Nee, das hoff' ich nich, daß unser Hansemännchen, der lütje Bengel, seinen Eltern mal so'n Kummer macht."

„Mich friert!"

Wieprandt wollte den nächsten Stuhl ergreifen und in die Stube tragen. Die Frau hielt ihn am Ärmel zurück.

„Nich, Wieprandt. Die Stube is noch zu feucht. Du machst sie mir wieder schmutzig mit deinen groben Stiefeln. Un denn war all meine Müh' umsonst. Die Arbeit wird mich ohnehin zuviel so ganz allein. Ich hab' nich so große Kräfte, un war mich ja auch nich vermutend, daß es bei einem Schlossermeister nich mal zu einer Scheuerfrau für den Sonnabend reichen würde."

„Du weißt, Frida —"

„Ja, ja, wenn der Paul seine Schuldigkeit täte un du hättest ihn dazu angehalten, denn ginge es uns besser. Ich weiß das. — Geh in die Kammer, Wieprandt, zum Hansemännchen. Da is es warm in." Sie stieß die Tür auf. „Guck, er is all wach, der lütje Schelm. Un sieh bloß! er kennt sein Papa schon! Hansemännchen, is nich wahr? du hast ihn lieb, deinen Papa. Das würdest du jetzt sagen, wenn du sprechen könntest."

Wenn er hätte sprechen können, würde Hansemännchen gesagt haben: „Gib mir zu trinken. Ich hab' Durst." Da er es nicht konnte, verzog er seinen zahnlosen Kaulquappenmund zu einem Viereck und begann aus Leibeskräften zu brüllen.

Wieprandt, der gegen das Gehämmer seiner Schlosserei abgehärtet, gegen Kindergeschrei aber empfindlich war, besann sich schnell, daß er in der Werkstätte noch aufräumen müsse, und flüchtete die wassertriefende Stiege wieder hinunter. Was für ein Leben! Was für ein Jammerleben! War das Bewußtsein, einen Notpfennig von tausend Mark auf der Sparkasse zu wissen, nicht zu teuer erkauft durch diese zweite Heirat? Der erste Sohn war ein Nagel zu seinem Sarg geworden. Nun schrie ihm ein zweiter in der Wiege und würde nichts Besseres werden. Ihm ging ja alles verkehrt! Und warum? Warum? Hatte er sich nicht rechtschaffen gehalten sein Leben lang? War je eine Arbeit ihm zuviel gewesen? Hatte er nicht jeden Groschen gespart, seine Schuldigkeit getan an Weib und Kind mit strenger Zucht? Und kam nicht vorwärts in seinem Handwerk! Und erntete keinen Dank bei den Seinen! — Mit seinem Herrgott hadernd kauerte er auf einem Schemel vor der feuerlosen Schmiedeesse, mit seinem kurzen Backenbart, dem ausrasierten Kinn, den angegrauten Haarsträhnen, die lang und wirr um sein galliges Gesicht hingen, anzuschauen wie ein betrübter Gnom.

Ein leises Pochen an einem der verstaubten Fenster störte ihn in seinem Brüten, und er fuhr kampfbereit von seinem Sitz auf, als er draußen seinen Sohn Paul stehen sah.

„Was willst du mir noch — du?!"

Paul sah nicht herausfordernd aus. Fast ehrerbietig klang seine leise Stimme. „Ich möchte mit dir sprechen, Vater, mit dir allein, wenige Minuten nur. Bitte, schließ mir die Tür auf."

Mürrisch willfahrte Wieprandt. Auf alle Fälle brauchte keiner draußen zu hören, was er mit seinem Sohn sprach — und die Frau droben auch nicht.

„Wenn du wegen Geld kommst," knurrte er, „so kannst du dir die Mühe sparen."

(Fortsetzung folgt.)



Kriegskalamitäten.

Ein Rückblick auf frühere Zeiten. Von Josephine Graf-Lomtano.

Der Krieg ist das Schlimmste hienieden," sagt Scheich Hilali, „und ungezählte Übel führt er mit sich." Die Wahrheit dieses Spruches haben wir Deutschen schmerzlich an uns empfunden. Da aber erfahrungsgemäß nichts geeigneter ist, Leiden in milderem Lichte erscheinen zu lassen, als der Vergleich mit noch weit größerem Elend, so mag ein Rückblick auf die Kriegskalamitäten früherer Zeiten uns lehren, unsere Klagen über die Wirkungen und Folgen des Kriegs auf ein berechtigtes Maß zurückzuführen.

Was uns am unerträglichsten dünkt, ist die Knappheit an Nahrungsmitteln und die große Teuerung. Und doch ist das eigentliche Gespenst des Hungers, diese fürchterliche Begleiterscheinung fast aller Kriege, noch nicht an uns herangetreten. Welch schreckensvolle Bilder schwerster Hungersnot tauchen aus den Kriegschroniken früherer Jahrhunderte vor uns auf! Sie sind so grausig, daß ich sie nur flüchtig streifen will. Mit Grasbüscheln im Munde, die zu verschlingen sie schon zu schwach gewesen waren, wurden während der Kriege Cromwells gegen Irland die verhungerten Iren aufgefunden. Im Dreißigjährigen Kriege nagte das Landvolk bei uns die Rinde von den Bäumen; an Tierleichen, die auf der Landstraße lagen, stillten Raben, Hunde und Menschen zugleich ihren wütenden Hunger. Häuser wurden damals in Deutschland um einen Laib Brot feilgeboten; um ein Stück Pferdefleisch wurde gemordet. Die Fälle von schrecklichstem Kannibalismus, begangen selbst von Eltern gegen ihre Kinder und umgekehrt, will ich nur andeuten, um die Nerven der Leser zu schonen. Bei der Belagerung von Cambrai 1581 wurde Kraftmehl aus den Pergamentblättern alter Folianten hergestellt; die Damen schlachteten unter heißen Tränen ihre Schoßhündchen; ein Lot Salz wurde mit 7 Frank bezahlt, und alte Heringslake wieder ausgesotten, um jenes unentbehrliche Gewürz zu gewinnen. Während der Kriege Ludwig XIV. unternahm die darbende Landbevölkerung in Frankreich unabsehbare „Hunger-Prozessionen" nach der Hauptstadt; zerlumpte Geistliche der Pfarreien spannten sich selbst vor den Pflug; „mit einem Ausdruck, der kein menschlicher mehr war" zerwühlten, wie La Bruyère erzählt, die Bauern mit Nägeln und Zähnen die Erde, um noch etwas Genießbares zu finden. Um der drohenden Hungersnot vorzubeugen, ließ Napoleon 1813 fünfundzwanzigtausend Hamburger Arme im strengsten Winter vor die Tore der Stadt hinausführen, sie dort ihrem Schicksal überlassend. Nichts blieb ihnen nach dem Ausspruch Vandammes mehr übrig, „als die Augen im Kopfe, ihr Los zu beweinen". — Das völlige Darniederliegen des Ackerbaus infolge der Befreiungskriege und dazu noch eine schwere Mißernte riefen im Jahre 1816/17 in Deutschland jenes berüchtigte Hungerjahr hervor, währenddessen die ärmeren Leute statt des Brotes Moos, Flechten und gekochtes Heu aßen, das schlechte Haferbrot auch noch mit Roßkastanien, Häcksel, gekochten Ochsenhäuten, ja selbst mit Holzabfall gestreckt wurde, und die Kinder den Schweinen die Brocken aus den Freßtrögen holten. Auf den zahlreichen Teuerungstabellen jenes Jahres sieht man Bauern und Bäuerinnen, wie sie selbstbewußt ihre — für die damalige Zeit sündteuren — Landesprodukte feilbieten, den Scheffel Weizen z. B. zu 95—104 Gulden, nach heutigem Geldwert mehr als dreimal soviel. Eine furchtbare Überhandnahme des Bettlerunwesens, sowie eine Preistreiberei, ein Wucher ohnegleichen waren die Begleiterscheinungen jenes Teuerungsjahres. Auf zahllosen Spottbildern wird auch die große Schuh- und Stiefelnot jener Tage dargestellt. Wie glücklich man war, als wieder normale Zeiten eintraten, das zeigt der festlich geschmückte erste Erntewagen des Jahres 1817 auf unserem Bilde, der den frohen Spruch trägt: „Nun schenkt uns Gott nach teurer Zeit den Überfluß in dem Getreid'! So wird sich dann mit seinem Segen der Hunger in dem Lande legen."

Bekannt ist der schwere Kampf mit dem Hunger in dem belagerten Paris 1870/71. Wir wollen nur einige drastische Streiflichter darauf fallen lassen. Vor allem auf die Preise, mit denen verglichen unsere jetzigen noch bescheiden sind: Ein frisches Ei kostete 5 Frank, ein Pfund Butter 80 Frank, ein Kohlkopf 15 Frank. Bewacht von Nationalgardisten, harrten die Frauen in langen Reihen vor den Läden, um ihre winzigen Rationen an Mehl und Fleisch zu erhalten. Ganz außerordentlich war die Fettnot, so daß die Friseure aus dem Schweine-



Notgeld von der Belagerung von Jülich 1610, geschlagen aus dem silbernen Tafelgerät des Generals v. Rauschenberg.

schmalz, das sie zur Bereitung ihrer Pomadevorräte verwendet hatten, die duftenden Essenzen nach Möglichkeit wieder ausschieden und das Fett, statt den Haaren, dem Magen zuführten. Die Pferde, die Katzen und Hunde, sowie sämtliche Maultiere und Esel waren in die Schlächtereien gewandert. Vor allem aber fand man in den großen, fetten Ratten, die in den Kloaken von Paris wimmelten, erwünschte Helfer in der Nahrungsnot; man konnte sie zu 2 Frank das Stück erstehen und erklärte sie, mit recht viel Pfeffer und Gewürz zubereitet — mit Ausnahme eines leichten Moschusgeruches —, für so wohlschmeckend wie Entenbraten. Die Beamten des Jardin des plantes, wohin sich die Ratten wagten, um den großen Vierfüßlern das Futter aus den Trögen wegzufressen, veranstalteten wahre Hetzjagden auf die gefräßigen Nagetiere und verzehrten davon ganze Hekatomben. Die großen Tiere aus dem zoologischen Garten wurden von dem englischen Schlächter Herrn Deboos angekauft. Er bezahlte für ein Zebra 250 Frank, für einen Kasuar, dessen leckeres Fleisch Baron Rothschild verzehrte, 400, für zwei Antilopen 1000, zwei Kamele 4000, für die zwei Elefanten Kastor und Pollux 27 000 Frank. Was die letzteren betrifft, so war man in großer Verlegenheit, wie man sie schlachten solle, und erreichte erst nach vielen quälenden Versuchen mit sogenannten Explosivgeschossen durch zwei aus nächster Nähe abgefeuerte Kopfschüsse den Tod der beiden gutmütigen Kolosse. Das Pfund Elefantenfleisch wurde für 50 Frank, der Rüssel, ein besonderer Leckerbissen, für 70 Frank pro Pfund verkauft. Madame Adam erzählt in ihrem „Tagebuch einer Pariserin“, wie köstlich dieses rosige, mit Speck durchwachsene Elefantenfleisch mundete, dazu ein Gericht aus getrockneten Erbsen, mit denen man vorher „schon drei Jahre lang Lotto gespielt hatte“. Es gab in Paris 1870 kein Neujahrsgeschenk, das kostbarer und willkommener gewesen wäre, als ein Kohlkopf in feiner Spitzenmanschette, ein Bund gelber Rübchen in ausgezacktem Seidenpapier oder gar ein paar frische Eier in einem vergoldeten Körbchen. Launig berichtet Kronprinz Friedrich in seinem Tagebuch aus Versailles, wie ausgehungert Jules Favre immer zu den Friedensverhandlungen eintraf und wie er Mahlzeiten, die für drei Personen bestimmt waren, allein verschlang. Das erste, was man sich nach Abschluß des Friedens von Bismarck erbat, war die Erlaubnis zur Mitnahme einiger Lebensmittel, was der Fürst lachend gewährte, und mit einem Hahn unter dem einen, einem Laib Brot unter dem andern Arm kehrte der Adjutant Jules Favres höchst befriedigt nach Paris zurück.

Das Zuströmen zahlloser Flüchtlinge hatte damals in der Hauptstadt Frankreichs auch eine große Wohnungsnot erzeugt. Man brachte jene Ärmsten der Armen in verlassenen Luxuswohnungen unter; zwischen seidenen Tapeten waren Stricke ausgespannt zum Trocknen ihrer Lumpen und Kinderwindeln; an Porphyrkaminen briet man Hundekotelette und Pferdefleisch. Die außerordentliche Kälte des Winters 1870/71 gestaltete den Mangel an Brennmaterial in Paris zu einer furchtbaren Kalamität. Man fällte sämtliche Alleebäume, zog schon gesunkene, halb verfaulte Barken aus der Seine, um Brennholz zu gewinnen, indes das Volk sich einfach damit half, daß es Telegraphenstangen und Brückenbohlen herausriß und die hölzernen Bänke aus den öffentlichen Anlagen ins Feuer wandern ließ. Verehrer konnten sich damals bei ihren Damen in hohe Gunst setzen, indem sie ihnen einige Dutzend „Holzbillette“ zuweisen ließen oder ein paar Säcke Koks übersandten. Längst hatten die Waschweiber von Paris wegen Mangel an Brennmaterial ihre Arbeit einstellen müssen, und frische Wäsche ward zum ungeheuren Luxus in Paris. Ganz ähnlich unseren Alt-



Teuerungstabelle aus der Zeit von 1816/17 mit den Preisen der Lebensmittel.

bekleidungsstellen hatte man für die bedürftige Bevölkerung die sogenannten Kleiderkammern' eingerichtet, in denen durch die Hände von vielen Hunderten von armen Näherinnen die abgelegten Anzüge der Reichen für das Pariser Proletariat zurechtgeschneidert wurden. Auch von einer Papiernot und großer Einschränkung der Zeitungen vernehmen wir aus jener Zeit. Als Schlimmstes aber wurde die Beleuchtungsnot bezeichnet, die infolge des Mangels an Brennstoff zur Erzeugung des Gases eingetreten war. Als die 800 000 Gasflammen, die sonst die Straßen von Paris erleuchteten, erloschen waren, da lag die ganze Stadt in ein geradezu furchtbares und gefahrvolles Dunkel gehüllt, sie war „wie ein Keller, in dem man sich nur in der steten Angst, zu stürzen, vorwärts bewegte". Gewiß sind gegenüber solchen Kalamitäten unsere Einschränkungen im Verbrauch von Brennstoff und Leuchtgas noch maßvoll und erträglich zu nennen.

Die unheimlichsten Begleiterscheinungen der Kriege sind die Seuchen. Auch im Weltkrieg der Gegenwart hat die als „spanische Krankheit" bezeichnete Grippe leider viele beklagenswerte Opfer gefordert. Vergleichen wir aber einmal damit die verheerenden Kriegsepidemien früherer Jahrhunderte, vor allem jenen schauerlichen „schwarzen Kavalier", die Pest, die damals den Heeren folgte und unendlich viel mehr Opfer dahinraffte als das Schwert! — Der Schrecken der Napoleonischen Kriege war der Flecktyphus, an dem noch im Jahre 1813 in Dresden jeder zehnte Einwohner starb. Als neue Geisel folgte die Cholera, die den Armeen und allen dem Kriegsschauplatz benachbarten Völkern im Krimkrieg 1856 so verhängnisvoll wurde. Im deutschen Krieg 1866 erlagen der gleichen Seuche in Preußen allein 120 000 Menschen. Bei der Belagerung von Paris starben 5000 Einwohner an den Pocken; die Krankheit wurde nach Deutschland übertragen und raffte dort im Jahre 1870 60 000 Menschen dahin. Wir wollen die furchtbare Liste nicht fortsetzen, der kurze Überblick genügt, um uns erkennen zu lassen, daß der Würgengel der Kriegsseuchen bis jetzt verhältnismäßig noch gnädig an uns vorüberging.

Zum Schluß noch ein Wort über Gold- und Geldnot im Kriege. Wie leicht erfüllbar war im Grund die Bitte, die das bedrängte Vaterland an uns stellte, ihm unser Gold und unsere entbehrlichen Kleinodien gegen volle Vergütung zur Verfügung zu stellen! Welch furchtbare Opfer auf diesem Gebiete brachten dagegen die deutschen Bürger früherer Zeiten und welche Schätze an Edelmetall aus Privatbesitz verschlang der Moloch Krieg! Die Städte Augsburg und Ulm mußten im spanischen Erbfolgekrieg 1704 ihr gesamtes Gold- und Silbergerät, die Patrizier ihre Familienpokale, die Töchter der edlen Geschlechter ihre silbernen Gürtel — nicht etwa dem Vaterlande, nein — dem Feinde zur Verfügung stellen. Aus den feinen Goldkettlein der Ulmer Bürgerstöchter schlug der Franzmann seine Golddukaten. Auf ähnliche Weise büßte die Stadt Frankfurt 1766 ihr gesamtes Edelmetall und Geschmeide ein. Der deutsche Kriegsschatz im Feldzug gegen Frankreich 1793 wurde nur dadurch zusammengebracht, daß die Bischöfe von Mainz, Trier, Bamberg, Fulda, Würzburg, Eichstätt all ihr silbernes Tafelgerät zerschlagen und in die Münze bringen ließen. Dies führt uns auf eine sehr interessante Kalamität früherer Kriege. Während sich der Staat in der Gegenwart die Mittel zur Kriegsführung durch Ausbildung des Anleihewesens und Ausgabe von Noten verschafft, deren Deckung durch ihn gewährleistet ist, hat in vergangenen Jahrhunderten der Mangel an Bargeld im Kriege zur eiligen Prägung der sogenannten Feld-, Not- und Belagerungsmünzen geführt, mit denen die Truppen bezahlt oder die Kriegskontributionen erlegt wurden. Das Gold und Silber der Bürger, die Ehrenschilder und Preise der Zünfte, die Kleinodien der Kirchen, darunter unschätzbare Kunstwerke — sie alle wanderten in den Schmelzofen, um den Kriegern ihren Sold zu sichern oder des Feindes Raubgier zu befriedigen. Zweimal hat Magdeburg durch Prägung gewaltiger Summen aus dem Golde seiner Bürger die Vernichtung von sich abgewandt. Der wilde Christian von Braunschweig ließ sich 1621 seinen Kriegsschatz aus dem silbernen Schrein des heiligen Liborius in Paderborn schlagen, und Danzig opferte zur Kriegführung gegen die Polen die zwölf kostbaren silbernen Apostel seiner Marienkirche. Als später der Bischof von Zamoïski die berühmten Figuren zu sehen verlangte, da gaben ihm die Kirchenväter den würdevollen Bescheid: „Diese Apostel haben Christi Gebot erfüllt und sind hinausgegangen in alle Welt!" — In Greifswald opferten die Bürger in der Schwedenzeit sogar ihr Zinngerät, die bescheidene, echt deutsche Zierde ihres Heims, damit Münzen daraus geprägt würden! „Necessitas Greifswaldensis" heißt die bezeichnende Inschrift auf jenen seltenen Stücken. Von der Hast und Drangsal jener Zeit legt ganz besonders das Jülicher Notgeld auf unserer Abbildung beredtes Zeugnis ab. Der deutsche Heerführer Moritz von Rauschenberg ließ es 1610 aus seinem eigenen silbernen Tafelgerät schlagen, um den tapferen Verteidigern Jülichs ihren Sold zu sichern; noch sieht man auf den unregelmäßigen Stücken die Ränder und Henkel der Schüsseln und Teller.

Möge die Not früherer Zeiten uns lehren, auch unser Kriegsschicksal starkmütig zu ertragen!

Umschwung. Skizze von Hans Schoenfeld.

Die Batterie.

Auf den großen Vorhof des Arsenals ist bald nach Eintritt des Waffenstillstands eine Batterie gebracht und unter den mancherlei Karren und Feldgeräten abgestellt worden. Fremd und ungesellig stehen die mächtigen Feldgeschütze mit ihrer bunten Naturbemalung unter dem Gerümpel des erloschenen Krieges. An ihren Achsen klebt noch der Lehm; verschlissen sind die Rückenkissen der Sitzkörbe für die Kanoniere, abgegriffen blinkt das Handrad zum Richten. Wie sie aus der Schlacht in Flandern, an der Maas oder wo sie gewesen sind, als sie ihren ehernen Mund wider den übermächtigen Anprall der Farbigen und Weißen donnern ließen, herausgezogen wurden, so sind sie hereingekommen.

Tausende eilen tagaus tagein geschäftig an der Batterie vorüber; kaum ein Auge beachtet sie, kaum ein Gedanke gilt ihm noch, dem wehrhaften Machtmittel deutscher Kraft. Schon hat gelbbrauner Rost ihr den blanken Schlund bezogen, und die mächtigen Radreifen sehen unlustig und unwahr aus mit dem Rost, der sie beschlug. Alt-Eisen, nichts mehr!

Da ist ein alter Arsenalarbeiter des Wegs gekommen. Noch einer von denen, die Siebzig mitgefochten haben und in Ehren grau geworden sind. Der bleibt vor der vergessenen Batterie stehen, und mit einem Kopfnicken schaut er von Geschütz zu Geschütz. „Das ist auch eine von den vielen, vielen, die ihre Pflicht getan haben unter harter Männerfaust," hat er gemurmelt. „Wenn die

erzählen könnte! Und hat nun herein gemußt — steht im Winkel unbeachtet, ja verachtet, als wäre das alles nichts gewesen. Wer weiß, wie vielen sie das Leben gerettet hat, die sonst elend hätten draußgehen müssen. Und nun haben sie sie in die Ecke gekarrt und lassen sie rosten. Ach nein, das ist eine schlimme, undankbare Zeit, da kann ich nicht mit." —

Neulich traf ich den Alten und nahm ihn ein Stück des Weges mit. Ich fragte nach seinem Sohn, der als Kanonier in britische Gefangenschaft geriet. Nun hätten wir an der Batterie vorüber gemußt. Da wurde mein Invalid unruhig und bat, wir möchten abbiegen. Ich stutzte. Er bedachte sich, dann erfuhr ich sein Erlebnis mit der verlassenen Batterie. Der alte Mann schien mir das verkörperte deutsche Herz, das deutsche Gewissen.

Im Lagerkasino.

Welch komischer Anblick! Da haben sie den hellen, frohen Bau des neuen Offiziershauses, der aus dem Lagerwalde von seinem Hügel weit ins Land und auf die kleine Stadt im Tale schaut, mit dräuenden Maschinengewehren rings umstellt. Sogar die Holzmodelle haben dazu heran gemußt. In Gottes Namen — warum denn nur?

Warum? Weil tagtäglich des Mittags und Abends die Offiziere, die da ihre Mahlzeiten einnehmen, dran vorbei und sich gesagt sein lassen müssen: Quos ego! Wehe euch!

Damit die Herren aber auch drinnen in den schönen Räumen der Speiseanstalt sich nicht zu einer unbeobachteten, rachebrütenden Verschwörerschar zusammentun, hat der Soldatenrat des Truppenlagers beschlossen, daß es kein Offizierskasino mehr gebe, daß jedermann von den Truppen dort freien Zutritt habe.

Kommt eines Nachmittags ein Trupp von Soldatenratsmitgliedern mit ihrem Anhang herein, Mützen auf, und setzt sich mitten unter die Herren, die bei einer Pfeife Tabak beisammengeblieben sind. Die Offiziere blicken sich schweigend an. Da steht der älteste Herr auf, verbeugt sich vor den Ankömmlingen und nennt seinen Namen. So auch die anderen Offiziere.

Die vom Soldatenrat tun nicht dergleichen, bleiben sitzen oder nicken nur kurz. Der alte Hauptmann räuspert sich: „Ich wollte nur bei der Gepflogenheit jener Kreise bleiben, die Wert auf gute Formen untereinander legen. In unserem Falle sind uns Gäste natürlich jederzeit willkommen; da wir uns zu kennen aber die Ehre nicht hatten, glaubte ich, beiderseitige Vorstellung werde ein übriges tun."

„Wir sind keine Gäste," versetzt einer vom Soldatenrat. „Wir gehören herein so gut wie Sie."

Der grauköpfige Hauptmann belehrt gelassen: „Das glaube ich nicht. Alle diese Möbel und Geräte, die Sie hier sehen, sind nach und nach aus privaten Mitteln der Offiziere angeschafft worden, daher Eigentum des Offizierkorps. Wenn Sie bei Ihrer Anschauung beharren, so räumen wir Ihnen gern ein leeres Zimmer ein, denn die blanken Wände sind allerdings Staatseigentum."

„Wir sitzen auch gern in weichen Klubsesseln und an eichenen Tischen," wirft ihm der Sprecher von vorhin zu, und ein Gesinnungsgenosse fällt ein: „Das mit der Vorstellerei und Begrüßerei ist Mumpitz, veraltete Form. Ich bin nämlich Abiturient, daß Sie's nur wissen; kenne also derlei Klimbim der sogenannten guten Gesellschaft recht genau."

Der alte Offizier verbeugt sich höflich und ruhig vor dem Sprecher: „Um so erstaunlicher finde ich es, daß Sie sich entschließen konnten, diese Gepflogenheit Ihrer Gymnasiastenzeit so kurzerhand abzutun, ohne wie mir scheint Vollwertigeres dafür einzusetzen."

Eine knappe Verbeugung in die Runde: „Wir wollen unsere verehrten Gäste aber nicht in ihrer Behaglichkeit stören. Kommen Sie, meine Herren" — und mit seinen Offizieren geht der Kommandeur gemessen und verbindlich hinaus.

Dielen-Idyll.

Nicht lange nach dem historischen 8. November 1918 ertönte in der „Prinzendiele" der Landeshauptstadt die Weise der Marseillaise, die der Kapellmeister auf Verlangen von vier Gästen zu spielen sich bereit fand. Freilich kam die wackere Kapelle nicht über die ersten Takte hinaus. Im Nu war das Podium der Musikanten von kräftigen Männergestalten umringt, die den Geiger beim Kragen faßten und unsanft aus den stilvollen Räumen des Luxuslokals entfernten. Dem Cellisten, der für seinen Meister eintreten zu müssen glaubte, erging's nicht besser; die vier Gäste aber, die sahen, daß die „Prinzendiele" noch nicht der rechte Ort für die große Verbrüderung sei, hatten sich still aus dem Staube gemacht. Doch mußten sie sich drunten an die nächste Straßenpatrouille gewendet haben. Diese erschien alsbald in der „Prinzendiele" und gebot mit lauter Stimme: „Hier kann jedes Stück gespielt werden."

Im Nu sprangen an die fünfzig Herren von den Sitzen und riefen: „Gut! So ist sofort ‚Deutschland, Deutschland über alles' zu spielen."

Ein Augenblick atemloser Stille folgte diesem starken Ausbruch bürgerlicher Leidenschaft. Dann begab sich folgendes: Der Führer der revolutionären Patrouille kratzte sich hinter den Ohren, sagte nichts mehr und zog sich mit martialischen Blicken aus dem Lokal zurück. Die vier verbliebenen Musiker aber packten eilends ihre Instrumente und entwichen.

Kadetts Heimkehr.

Er schluckt tapfer die Tränen hinunter, die unaufhaltsam quellen wollen. In die Ecke des Abteils dritter Klasse gedrückt, wagt er vor Scham nicht aufzusehen und krümmt sich zusammen unter der Wucht des ersten großen, doch schlimmsten Begebnisses seines zwölfjährigen Lebens: sie haben ihn entlassen. Seine Kadettenvorschule droben am holsteinischen See, die alte Anstalt mit den großen Erinnerungen, ist aufgehoben. Die Zöglinge hat man schimpflich, sang- und klanglos heimgeschickt. Zwei Pfund Brot, einen Apfel und acht Gasthauskartoffelmarken hat man einem jeden in die Hand gedrückt.

Der Plöner Vorkadett muß heim gen Straßburg; unter all dem Trubel, den Widerwärtigkeiten des Umsturzgetriebes, der Panik von Deutschlands unerwarteter, selbstverschuldeter Niederlage — das grimmige Weh, die Sehnsucht nach den Gespielen, den Offizieren und Erziehern im Herzen, sucht das Kadettlein seinen Heimweg durchs Reich ins Elsaß.

Am fünften Tage traf der halbverhungerte Junge in Straßburg fiebernd und heimwehkrank in eben dem Augenblick ein, als die letzten deutschen Truppen abzogen. Unter den festlichen Vorbereitungen, die nun die französisch gesinnte Bevölkerung Straßburgs zum begeisterten Empfange der nachrückenden Truppen Fochs entfaltete, hielt dies vergessene deutsche Kind seinen unbeachteten Einzug in Straßburg, der wunderschönen Stadt seiner deutschen Heimat. ⊠



Aus der guten alten Zeit. Nach einem Gemälde von Carl Spitzweg.

Die drei Prinzessen.

Es waren drei junge Prinzessen,
Die jüngste wie Weizen so blond.
Ich wollte, ich könnt' sie vergessen,
Ich hab' es mein Tag nit gekonnt.

Die blonden seidenen Haare
Ließ über den Frühling sie wehn;
Es flöteten Amseln und Stare,
Da ich sie zum ersten gesehn.

Das Feld voll goldener Garben
Im hohen Sommertag stund:
Ich nahm sie beim Händlein schneefarben
Und küßte den blühroten Mund.

Es sahen's die Schwestern mit Neiden,
Was wir in den Rosen getan;
Sie sollten's und mochten's nit leiden
Und sagten's dem Könige an.

Ich hab' von ihr Abschied genommen,
Ein Ringlein gab sie mir dabei.
Ich hörte die Häscher schon kommen:
Es brach uns das Herz fast entzwei.

Sie richten zum Galgen die Leiter;
Das heißt: Nun spute dich gut!
Ein königlich Blut und ein Reiter,
Das tat noch niemalen gut.

Du schönste der jungen Prinzessen,
Wie reifer Weizen so blond,
Ich wollte, ich könnt' dich vergessen —
Und hab' es mein Tag nit gekonnt.

Kurt Siemers.

Die Wurzeln der Heimat.

Von R. H. Francé, Direktor des Biologischen Institutes München. (Mit acht Abbildungen.)

Unter den vielen Gefühlswellen, in denen vier Jahre Krieg unsere Seele bewegten, haben sich wohl wenige so tief eingegraben, wie der Widerwille gegen den Gedanken, den Heimatsboden durch fremde Völker, durch bloße Söldner verteidigen zu lassen. Der Franzose, der um Frankreich kämpft, löst Gefühle der Achtung aus, genau so wie einst die unglücklichen Buren in ihrem Verzweiflungskampf, als man sie aus ihrem eigenen Boden entwurzeln wollte; Völker aber, die in fremdem Sold um Orte streiten, deren Namen ihrer Zunge nicht einmal geläufig ist, wirken verächtlich und erregen alle Empfindungen der Widernatur.

Hier ist vielleicht die wahre Wurzel jener Kraft ergriffen, die Deutschlands Widerstandsfähigkeit auf Jahrhunderte hinaus berühmt machen wird: die Deutschen hätten nie so lange gekämpft, wenn sie nicht durchdrungen gewesen wären von dem Gefühl, ihre Heimat bedroht zu glauben.

Was ist aber diese Heimat, deren todüberwindende Kraft ein Volk vier Jahre lang der ganzen Welt widerstehen ließ?

Sie ist das Natürlichste, wird daher von nirgends aus so tief und gründig beurteilt werden können, wie vom Standpunkt der Naturgesetze. Und wie seltsam: gerade in jenen Jahren, da kein anderer Begriff als der der Heimat einem ganzen Weltteil so brennend ins Herz geprägt wird, hat sich uns auch ein neues Naturgesetz erschlossen, das die Wurzel des Heimatbegriffes klarlegt und ihn aus tiefstem Verstand heraus verständlich macht.



Abb. 1. Das Münchner Stadtgebiet mit seiner natürlichen geologischen Umgrenzung. Weiß geblieben ist die zentrale Schotterebene, mit wagrechten Strichen bezeichnet sind die zwei Lehmgebiete, mit senkrechten Strichen das Moorgebiet, mit Kreuzen bezeichnet ist die alpine Enklave des Isartales.

Es gibt einen geheimnisvoll scheinenden Zusammenhang zwischen der Bodenkarte vieler deutscher Städte und ihrem politischen Bild als Stadtwesen. Nicht für alle trifft das überzeugend zu; in nur schwachem Maße gilt es z. B. für Mannheim oder Karlsruhe, wenig auch für Berlin. Um so stärker aber für alte, aus lokalen Bedingungen hervorgegangene Gemeinwesen, wie sie etwa die

alten Reichsstädte Köln, Frankfurt, Nürnberg darstellen, oder die großen Kulturzentren des Südens, Stuttgart, München oder im Osten Dresden, oder jenseits der Reichsgrenze Prag oder Wien.

Von ihnen will ich München herausgreifen und als Beispiel behandeln, nicht etwa, weil es das allergünstigste der möglichen Exempel wäre, sondern weil es mir durch vieljähriges Studium besonders vertraut ist. Seine Gesetze gelten aber ebensogut für jede andere, natürlich gewachsene Stadt, und es mag meinen Lesern einen feinen Reiz bieten, sie auf die eigene Heimat zu übertragen und ihnen da nachzuforschen.



Abb. 2. Die Münchner Hochebene mit dem Stadtkern. Aussicht vom Münchner Frauenturm.

Ein Blick auf die Abbildung des Münchner weiteren Stadtplans (Abb. 1), in den die Bodenbeschaffenheit eingezeichnet ist, genügt, um eine der merkwürdigsten Tatsachen erkennen zu lassen. Die Stadtgrenze fällt, oft auf den Meter genau, zusammen mit dem Wechsel der Bodenart. Noch viel frappanter gilt das, wenn man das historische München vor seiner Entfaltung zur Großstadt im Auge hat. Streng abgezirkelt, war es darauf beschränkt, nur eine gewisse Bodenart zu besiedeln, die der Erdforscher mit dem Namen der eiszeitlichen Schotter belegt.

München ist nämlich eine alte Kampfstätte der Elemente. Einst war an seiner Stelle ein sandiges Hügelland, prangend in großer Üppigkeit unter einem milden Himmel. Dann kamen Jahre mit immer rauheren Sommern, in denen nicht einmal mehr der Schnee des Winters wegschmolz. Die Gletscher der Tiroler Berge stiegen damals hinab in die bayrische Ebene, und bis nahe vor das Münchner Stadtgebiet schoben sich Eislasten mit ihren Moränen vor. Woher man das weiß? Die Moränen stehen noch als Hügel im Isartal und am Starnberger See; von ihren Hängen haben die Schmelzwasser, als die Eiszeiten zu Ende waren, die Schotter abgeschwemmt und über die sandige Hügellandschaft der Urwelt wie einen Teppich gebreitet. Darunter findet man noch den wasserundurchlässigen Sand, so oft man in München einen Brunnen gräbt, und gerade im Herzen der Stadt sind in diesem Sand sogar Braunkohlen vorhanden als Rest der üppigen Wälder, die einst auf ihm grünten.

Die abgeschwemmten Schotter bilden den ebenen Boden, auf dem die Münchner Altstadt steht (Abbildung 2). Durchrissen und tief aufgewühlt sind sie von der Isar, der wilden Tochter der Alpen, die das Stadtgebiet von SW nach NO durchzieht. Westlich und östlich von ihr, wie die Ränder eines geöffneten Fächers, liegen sanfte Lehmhügel, deren Material aus den eiszeitlichen Schottern stammt. Und im Norden, gerade mit der Stadtgrenze zusammenfallend, reißt der Teppich der Kalkgerölle ab. Da aber der darunterliegende Sand kein Wasser durchläßt, muß



Abb. 3. Das Heidegebiet im Norden von München mit der kennzeichnenden Bauweise.



Abb. 4. Bodenständige Bauweise der westlichen Vorstädte Münchens.

Mitte als großes Dreieck die Schotterebene, rechts und links eingefaßt von den Lehmgebieten; im Norden leitet eine dürre Heide, die etwas an die ungarischen Steppen erinnert, über zu dem reinen Moorboden (siehe Abbildung 3).

Ein Blick auf die geologische Skizze (siehe Abbildung 1), die dem Stadtplan eingezeichnet ist, zeigt, wie genau die Grenze des Stadtgebietes diese natürlichen Grenzen respektiert. Und die Übereinstimmung ist eine vollständige, wenn man die Lokalgeschichte des Münchner Stadtwerdens kennt. Jahrhundertelang hat sich München nur auf die Besiedelung des Schotterzentrums beschränkt, das auch heute noch der eigentlich ausgebaute Teil der Stadt ist. Und was sich an Vorstädten im Westen und Osten angliederte, das wehrt sich entweder heute noch gegen den Anschluß an München (wie alle die Ortschaften des Würmtales), oder wurde erst vor einigen Jahrzehnten der Stadt einverleibt. Diese Orte (Menzing, Passing, Giesing, Haidhausen, Berg am Laim [= Lehm] und andere) stehen auf dem Lehmboden und haben durchaus andere Art als die Münchner Altstadt in Bauweise (Abbildung 4), Bevölkerungstypen, Sitten, sie haben sogar ihren eigenen Dialekt.

das Grundwasser an diesem Ort zutage treten, und so entsteht die weite Moorfläche, die den Münchnern als Dachauer und Schleißheimer Moor wohlbekannt ist.

Fünf natürliche Bodentypen gibt es demnach im Münchner Stadtbild. Im Süden das alpine Isartal, in der



Abb. 5. Der alpine Einschlag im Süden Münchens Almhütte in der Vorstadt.

Anders besiedelt ist auch die alpine Enklave, die sich mit dem Isartal wie ein Keil in das Stadtbild hereinschiebt. Hier gab es vor wenigen Jahren am Isarstrand noch wildwachsende Alpenrosen, hier gibt es noch immer in den Auen manche echte Alpenblume und alpine Schmetterlinge. Auch den Bewohnern haftet ausgesprochen der Einschlag des Älplers mehr an als dem sonstigen Münchner (was allein durch die Flößerei genugsam verständlich wäre), und damit kamen Erinnerungen an den alpinen Baustil (siehe Abbildung 5) und entsprechende Sitten.

Ganz anders der Altstadtkern. Der Altmünchner Bürger war ein anderer Typ als die Leute von Menzing, die Flößer an der Isar, die

Haidhauser Bürger oder gar die „Moorbauern“ von Dachau. Er hatte eine andere Volkstracht als alle die genannten, die, wie wir sehen, den vier anderen geologischen Typen entsprechen, er hatte seinen eigenen Dialekt, feierte andere Feste und baute in einem anderen Stil.

Heute ist das freilich alles bereits übertüncht durch den Einfluß der werdenden Weltstadt, noch aber findet der Kenner in der Tiefe die ganze unverfälschte Altmünchner Art, sowie auch die Altstadt überall durchsetzt ist von den Zeugen der bodenständigen Bauweise (siehe Abbildung 6) von manchmal entzückender Ausprägung.



Abb. 6. Die bodenständige Bauweise der Münchner Altstadt. (Alter Hof.) Phot. Frau Dr. A. Friedrich, München.

Den ihm bodenfremden Westen oder Norden der Stadt wollte der Münchner nie besiedeln. So wie im Westen mit dem Aufkommen des Lehms an die Stelle der Fichte und ihrer Begleitpflanzen sofort eine neue Flora tritt, nämlich die Eiche und ihr Gefolge, so überließ man diesen Westen gern auch einem ortsfremden westlichen Kultureinfluß. Im Rokoko versetzte man hierher Nymphenburg, ein Stück Versailles (siehe Abbildung 8), das noch heute wie die Theaterkulissen einer alten Prachtoper fremd und unorganisch kaum mit der Stadt verschmilzt. Auch den Norden überließ München den fremden Einflüssen. Genau dort, wo die Schotter aufhören und die Heide beginnt, reißt auch das bodenständige Münchner Leben ab. Einst war hier die Stadtgrenze. Noch ist sie markiert durch ein symbolisches Stadttor (das Siegestor); jetzt dehnt sich hier die Stadt der Fremden, wieder mit eigenen Typen, besonderen Gebräuchen, eine Stadt mit besonderer Weltanschauung und demzufolge auch ihrem eigenen Stil (siehe Abbildung 7). Hier ist nämlich Schwabing.

Ein tiefes und bewunderungswürdiges Gesetz spricht aus diesen Tatsachen. Sie zeugen zu laut dafür, als daß man es überhören könnte. Die Gesetze der Natur und die der Kultur sind die gleichen, und unser Wollen und Streben ist letzten Endes ein Wollenmüssen. — An einer langen Kette von Notwendigkeiten wurden wir heraufgeführt aus den ersten Natureinrichtungen der Urzeit. So wie die Lose fielen in grauen Tagen und es bestimmten, daß hier Schotter, da Lehm, dort Moor sich



Abb. 7. Haus in Schwabing, als Beispiel des fremden Baustiles im Norden von München.

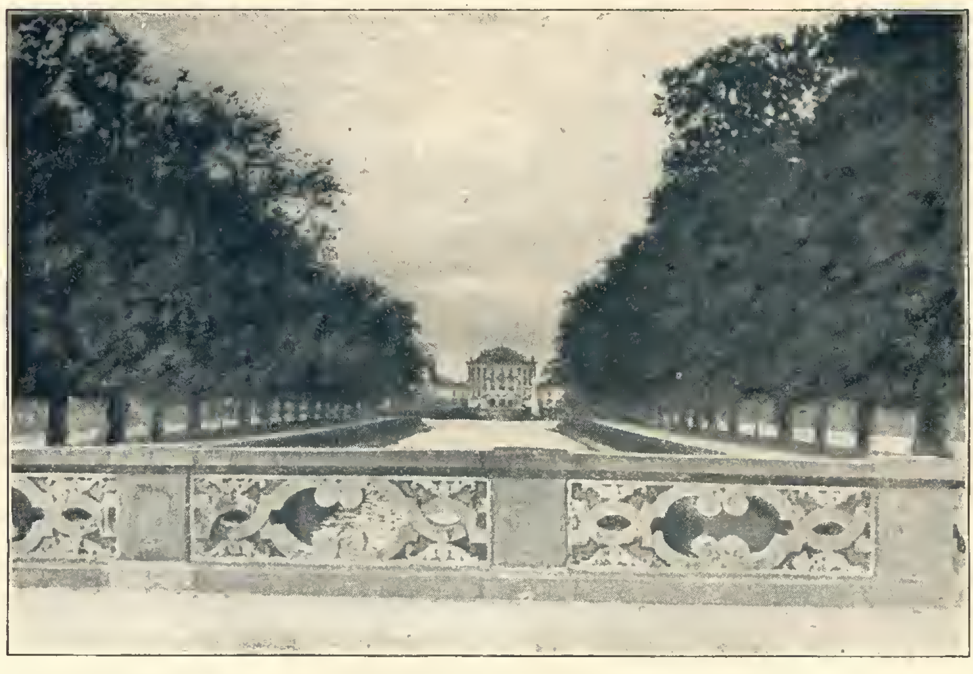


Abb. 8. Fremdkörper im Münchner Stadtbild: Das Schloß Nymphenburg, ein Versailler Bild auf Münchner Boden. Phot. Frau Dr. A. Friedrich

breite und dort ein Alpenfluß rausche, so war damit auch ein unvergänglicher Mechanismus in Bewegung gesetzt, an dessen Drähten auch wir hängen. Der Boden bestimmt es, welche Pflanzen und Tiere auf die Dauer irgendwo leben können. Sie zusammen entscheiden über reich und arm, über Wald und Feld, Heide und Moor und dadurch über die Lebensmöglichkeiten der Menschen. Dasselbe Gesetz, das die Form und Größe, den Duft und die Anmut der Blumen prägt, modelt auch der Menschen Eigenart und pflanzt in ihr Herz und Hirn, was sie in stolzer Verkennung für ihr Eigenstes halten. Letzten Endes sind auch sie Geschöpfe des Bodens, der sie hervorbrachte, so wie der Eichbaum, der nur dort lebt, wo es ihm Boden und Klima erlauben, und der kleine Falter, der um sein Laub spielt, weil seine Raupe ohne Eichen nicht leben kann.

Wohl dem, der diese Wurzeln seines Lebens noch fühlt und sich eins weiß mit dem Boden, auf dem er lebt. Sein Leben hat dann Stil und Kraft und inneres Behagen. Und wird das Höchste erreichen, was in seiner Artung liegt. Unbewußt fühlen wir das alle und sehnen uns danach. Wir nennen das Gefühl Heimatliebe und leiten es von Himmelshöhen ab. Aber die Wurzeln der Heimat sind tief verankert im Boden und seinen Gesetzen, und wenn wir den verteidigen und lieben, so handeln wir nur nach der Notwendigkeit des Geschöpfes, das sterben müßte, wenn es den Boden aufgibt, aus dem es stammt.

Das Fohlen.

Novelle von Hans Hauptmann. (Schluß.)

Gegen Abend sitzen wir wieder auf der Terrasse. Seit vier Stunden ist mein Bub fort. Ob ich ihn suchen gehe? Ich schäme mich meiner Unruhe und spreche mit Renate über die Zweckmäßigkeit eines von ihr beabsichtigten Neubaues. Aber ich kann es nicht vermeiden, daß mein Blick in kurzen Zwischenzeiten in den Park hinausfahndet.

Plötzlich muß ich Renates Hand fassen: „Sieh nur —! sieh —!!"

Quer über den Rasen kommen die beiden Kinder, Mara in ihrem langfließenden weißen Kleid, einen Kranz bunter Feldblumen auf dem schimmernden Blondhaar, und Benvenuto im schwarzen Samtkittel, wie ein Page des Velasquez. Er hält sie an der Hand. Es sieht aus, als schritten sie ein Menuett. Entzückende Anmut liegt in dem gemessenen Spiel ihrer jungen Glieder.

Wir haben uns erhoben, von dem Reiz dieses Mirakels aufgezwungen. Da wird Mara meiner gewahr und stockt erschrocken, als wollte sie entfliehen. Aber ein Wort und ein Händedruck Benvenutos genügen, ihre Angst zu zerstreuen.

Sie kommen näher. Schon können wir ihre Gesichtszüge erkennen, die wie verklärt sind von einer unirdischen Seligkeit, überglänzt von dem Märchenglück einer des letzten Zieles noch ganz unbewußten Liebe.

„Er ist ein Zauberer," flüstert Renate.

Mara und Benvenuto steigen zur Terrasse herauf. Ihre Haltung und ihre Bewegungen haben den sanft schwingenden Rhythmus von Traumtänzen. So verneigen sie sich und erwarten in lächelnder Spannung, daß wir zu ihnen sprechen.

Aber, was ich gewünscht und erhofft habe, das jagt mir jetzt, da ich es in so vollkommener Erfüllung vor mir sehe, ein Erschauern ins Herz.

Renate nimmt die Obstschale vom Tisch und schüttet die prächtigen Pfirsiche so achtlos in die Kinderhände, daß die meisten Früchte zu Boden rollen und wie kleine Tiere von Stufe zu Stufe auf den Kiesweg hinunterhüpfen.

Später gesteht sie mir, daß sie in einer Erregung gehandelt habe, die fast eine Bestürzung gewesen sei.

Eine Stunde später sitzen wir vier beim Abendessen. Die Kinder plaudern beständig miteinander, als wüßten sie nichts von unserer Gegenwart. Wir beiden Alten lauschen mit Staunen ihren Gesprächen, die von einer mystischen Poesie beschwingt sind und von einer süßen Bildhaftigkeit und rätselhaften Symbolik funkeln.

Ich suche nach einem Vergleich und muß an den Dialog von Pelleas und Melisande denken.

Es ist ein wundervolles Ereignis, die beiden schönen Kinder in meisterhafter Natürlichkeit eine Dichtung vorführen zu sehen, die ihre reinen Herzen geboren haben. Und dennoch fühle ich mich unter allem Zauber dieser Lieblichkeit einer tragischen Spannung verfallen.

Renate und ich besprechen bis tief in die Nacht hinein das Wunder dieser Bezähmung. Sie sucht es vor mir zu verbergen, aber ich fühle es doch, daß sie von einer unbestimmbaren Angst gefoltert wird und es am liebsten sähe, daß ich mit Benvenuto abreise.

Ich wehre mich gegen die mahnende Regung, ihr nachzugeben. Meine Teilnahme für Mara hat sich zu einem leidenschaftlichen Mitleid gesteigert.

Der Gedanke, daß dieses holde Geschöpf in die Schrecken seiner Vereinsamung zurücksinken könnte, ist mir unerträglich. Auch mein Vaterstolz reizt mich zur Vollendung dieses verheißungsvollen Rettungsversuches. Doch gebe ich Renate das Versprechen, ein treuer Wächter zu sein.

Ich bin es. Immer halte ich mich in der Nähe der Kinder auf. Ich sitze auf einer Bank und lese, während sie auf der Wiese vor mir ihre Spiele treiben oder plaudernd beisammen hocken. Das eigentümlich Fremdartige in den Formen ihres Verkehrs miteinander verliert mehr und mehr an Auffälligkeit. Als ein Teil ihres Wesens mutet es an, das die Begegnung zum Leben erweckt hat. Ich staune und lächle nicht mehr über die beständige stilisierte Anmut ihrer Bewegungen und Worte.

„Jetzt ist Mara genesen," sage ich eines Tages zu Renate; „es gilt zu verhindern, daß sie neuerdings von ihrer krankhaften Menschenscheu gepackt wird, wenn ich mit Benvenuto abreise."

Wir einigen uns dahin, daß ich Mara in ein Wiesbadener Pensionat unterbringe. Die Aussicht, noch einige Tage auf Reisen vereint zu sein, wird den Kindern die unvermeidliche Trennung erträglicher machen.

Bei einem Spaziergang durch den Park bereite ich Mara und Benvenuto auf das Kommende vor.

„Zwei Jahre gehen im Flug hin," tröste ich, „und dann, wenn du ganz eine junge Dame geworden bist, liebe Mara, besuchst du uns in Chile —"

Ich muß immer weiter sprechen und die Schönheit der unbekannten Fremde in lockenden Farben schildern; ich muß immer zärtlicher die Traulichkeit der Stunden, die wir drüben zu dreien verleben wollen, ausmalen, denn Mara ist leichenblaß geworden, und die schreckliche Trauer ihrer Augen hungert mich an, das unerträgliche Leid von ihrem Herzen zu nehmen.

Sie klammert sich an Benvenutos Arm. Mir ist, als wanke sie. Er schlingt den Arm um ihre Schulter, und die schlanken Körper drängen sich im Schreiten aneinander, als wollte einer den andern auffangen.



Ich verstumme im beschämenden Gefühl der Ohnmacht aller Worte dem Schmerz dieser jungen Seelen gegenüber. Allmählich bleibe ich zurück und sehe mit tiefem Erbarmen den seltsamen Kindern nach, bis das Blättergewirr des Parkes die langsam Wandelnden verschlingt.

Dann schleicht Unruhe in mein Herz, wächst zum Bangen und flammt plötzlich als drohende Angst in mir auf.

Ich haste hinterher. Ich rufe. Einmal ist es mir, als hörte ich ein verzweifeltes Schluchzen. Der Wege achte ich nicht mehr, breche durchs Gebüsch, laufe über die Wiesen, kreuze zehnmal dieselben Stellen.

Ich weiß jetzt, daß etwas Furchtbares geschehen wird. Meine Brust will bersten unter dem Druck dieser Gewißheit.

„Mara —!!" — „Benvenuto —!!"

Meine Schreie ersticken in der Undurchdringlichkeit des üppigen Sommers. Fieber schüttelt mich. Meine Knie zittern vom rasenden Lauf. Nichts! Nichts! Keine Spur von den Kindern! —

Es wird Abend ... Es wird Nacht ... Ich weiß nicht, wie Renate und ich sie durchleben konnten. Nur das trostlose Bild der wandernden Fackeln hat sich mir ins Hirn gebrannt. —

Endlich, endlich zieht das Morgendämmern herauf.

Ich schleppe mich fiebernd wieder und wieder über alle Wege und Pfade.

Plötzlich erschrecke ich am Eingang der Felsengrotte, vor der ich als Knabe geschaudert und die ich schon ganz vergessen hatte. Die aufwallende Kraft eines wehen Hoffens treibt mich in den engen, langen Gang hinein. Nach wenigen Schritten ist es Nacht vor mir. Weiter taste ich, bis die Wände meinen Händen ausweichen.

Mir ist es, als erlausche ich Atemzüge —!

Streift mich nicht ein flüchtender Körper —?

Ich lasse ein Streichholz aufflammen: — dicht vor meinen Füßen ruht Benvenuto!

Halbgeöffnet ist sein lächelnder Mund. In einer rätselhaften Seelengemeinschaft habe ich einen Augenblick teil an dem süßen Spiel seiner Träume.

„Benvenuto —!"

Ich muß ihn an den Schultern heben und rütteln, damit er wach werde.

„Wo ist Mara —??!"

Da höre ich diesen Namen zweimal von den Lippen meines Jungen, flüsternd reicht er ihn mir herauf voll hinschmelzender Zärtlichkeit, wie eine Schale mit köstlichen Blumen, und dann schreit er ihn, aufspringend, mit qualvollem Entsetzen gegen die Kerkerwände der Grotte.

Er will fortstürzen. Ich packe seinen Arm und bleibe dem sinnlos Hastenden auf den Fersen. In der Finsternis des Grottenganges höre ich das Keuchen seiner Lungen. Draußen im grauen Licht des Morgens bangt mir vor dem Kampf wilder Entschlossenheit mit dem Schluchzen des Herzens im jungreifen Antlitz Benvenutos.

Er reißt mich mit sich fort.

Dann erblicken wir beide das bleiche Glitzern des Teichspiegels und das erregte Kreisen der königlichen Schwäne um eine gurgelnde Tiefe — — —

Gleiches Recht für Herren und Diener.

Die Rechtslage nach Aufhebung der Gesindeordnungen. Von Dr. Hans Lieske, Leipzig.

Eine der ersten Verkündungen der neuen Machthaber hat die veralteten Gesindeordnungen außer Kraft gesetzt, die bisher die Rechte und Pflichten von Arbeitgebern und haus- oder landwirtschaftlichen Arbeitnehmern untereinander regelten. Je fester aber die darin enthaltenen Bestimmungen in unserem Gedächtnis verankert sind, desto dringender geboten ist nun ein rasches eifriges Umlernen, zumal die jetzt dafür geltenden Rechtssätze bedeutende Änderungen aufweisen. Schon die den Dienstantritt behandelnden gesinderechtlichen Satzungen sind dem jetzt herrschenden, vom bürgerlichen Gesetzbuch diktierten Rechtszustand zum Opfer gefallen. Bisher durfte die Dienstherrschaft das Gesinde, das sich ohne tristigen Grund weigerte, seinen Dienst anzutreten, von der Polizeibehörde des Wohnortes zwangsweise zuführen lassen. Den Anspruch zwangsweiser Zuführung hatten die Arbeitgeber im übrigen auch gegenüber dem Personal, das aus der Stelle entlaufen war. Jetzt aber ist's mit dem Anrufen polizeilicher Machtmittel zur Erzwingung von Dienstleistungen vorbei! Statt dessen wird das Gesinde fernerhin rechtlich ebenso behandelt, wie jeder andere Dienstverpflichtete; wie er, hat es denn auch für allen Schaden aufzukommen, den seine unrechtmäßige Weigerung des Dienstantritts oder sein vorzeitiges Weglaufen heraufbeschwört. Kommt das Gesinde seinerseits dadurch zu Schaden, daß die Herrschaft die Annahme seiner Dienste grundlos verweigert oder es vorzeitig ohne triftigen Anlaß fortschickt, so ist's andererseits nur recht und billig, daß der hieraus dem Bediensteten erwachsene Nachteil gleichfalls in voller Höhe erstattet wird. Nur wichtige Gründe entbinden auf beiden Seiten von einer Schadenersatzpflicht. Aus voll berechtigtem Anlaß darf also das Personal sich weigern, seinen Dienst anzutreten oder ihn umgehend verlassen, darf die Dienstherrschaft das Vertragsverhältnis sofort lösen. Nur hoffe keine der Parteien, hierin eine Hilfe bei ihrer Absicht zu finden, leichtfertig sich ihrer Verpflichtungen zu entledigen. Denn jeder Richter müßte sehr eingehend prüfen, ob der zur Vertragslösung angegebene Grund in der Tat auch schwerwiegend genug ist, um die Vertragstreue zu erschüttern. Es mögen hier einige Beispiele für die rechtliche Befugnis einer fristlosen Aufkündigung des Dienstverhältnisses genannt werden. So wird die Herrschaft einen Bediensteten entlassen dürfen, wenn sie ihn auf Unredlichkeiten ertappt hat, oder wenn der Bedienstete fortgesetzte grobe Gehorsamsverweigerungen begeht, wenn er der Herrschaft absichtlich Schaden zufügt oder wenn er sich zur Verrichtung der vereinbarten Arbeiten ganz und gar unfähig und unlustig erweist. Das Gesinde dagegen darf unter anderem Gründe zur sofortigen Stellungsaufgabe darin erblicken, daß ihm sein Lohn vorenthalten wird, daß man es grundlos dauernd schwer beleidigt, daß ihm fortgesetzt weit schwerere und anstrengendere Dienste als die vereinbarten zugemutet werden, daß Unterkunft und Essen nicht den Geboten der Polizei und denen von Anstand und Menschenwürde entsprechen. Im übrigen muß die gesetzliche Kündigungsfrist eingehalten werden. Diese ist nicht an einen genau zu bestimmenden Zeitraum gebunden, sondern es bestehen dafür, da sie sich nach der Lohnzahlung richtet, verschiedene Möglichkeiten, je nachdem Tage-, Wochen- oder Monatslohn gezahlt wird. Nehmen wir, um das wichtige, besonders rege ins tägliche Leben eingreifende Kapitel vom Schadenersatz ein wenig auszubauen, einmal an, ein Stubenmädchen habe bei einer Neckerei ein wertvolles Möbelstück zertrümmert, so ist es wegen Verletzung der Achtsamkeitspflichten schadenersatzpflichtig.

Wäre aber der Unfall dadurch geschehen, daß das Stubenmädchen in einem plötzlichen Schwächeanfall gegen das Möbelstück stürzte, so fehlte hier ein Ersatzanspruch des Geschädigten, denn ohne Schuld gestifteten Schaden braucht das Gesinde dagegen nicht zu ersetzen. Der Dienstherrschaft wird recht häufig eine Verletzung ihrer gesetzlich diktierten Aufsichtspflicht zum Fallstrick. Wer Dienstpersonal beschäftigt, muß nämlich bei Vermeidung von Schadenersatz dafür sorgen, daß der Arbeitnehmer, soweit als es die Natur der Arbeit nur irgend zuläßt, gegen Lebens- und Gesundheitsgefahr geschützt ist. Wer seinem Dienstpersonal also etwa schadhafte Stehleitern ohne Warnung überläßt, wer eine gefährliche Art des Putzens der Außenfenster ruhig mit ansieht, der muß für alles Unheil, das aus seiner Fahrlässigkeit erwächst, mit allen seinen weitgehenden Folgen aufkommen. Gleiches Schicksal trifft auch den Arbeitgeber, der das gesetzliche Gebot in den Wind schlägt, bezüglich der Wohn- und Schlafräume sowie der Verpflegung der in die häusliche Gemeinschaft aufgenommenen Bediensteten die von Gesundheit und Sittlichkeit verlangten Anordnungen zu treffen. Die Gesindeordnungen bestimmen vielfach die Regelung der dem Gesinde zu belassenden Freizeit. Das Bürgerliche Gesetzbuch begnügt sich dagegen hier mit dem Verlangen, die Erholungszeit getreu den Geboten der Gesundheit und Religion zu bemessen. Auch das Kapitel der Gesindeordnung über Strafen für ungehorsames und widerspenstiges Verhalten hat aufgehört zu gelten. Grobe Unbotmäßigkeiten kann vielmehr, wenn sie nicht gerade eine von unserem Strafgesetzbuch verurteilte Tat einschließen, der Dienstherr einzig damit beantworten, daß er den aufsässigen Dienstboten sofort entläßt. Ist doch die Abschaffung der Gesindeordnung gerade dem Wunsche nach Mehrung der persönlichen Freiheit des Gesindes entsprungen. Hält man sich dies Leitmotiv vor Augen, so wird es uns nicht wundern, daß auch eine andere Freiheitsbeschränkung fortan nicht mehr gilt. Die Gesindeordnungen erlaubten es der Dienstherrschaft, dem Dienstboten in seiner und eines Zeugen Gegenwart Lade, Koffer oder sonstige Behältnisse seiner Sachen zu öffnen. Eine solche Befugnis ist mit der Gesindeordnung zusammen entschwunden. Glaubt sich fürder jemand durch Untreue eines Dienstboten geschädigt, so mag er sich an die Polizei wenden.

Anders regeln sich künftig auch die Pflichten bezüglich des Dienstzeugnisses. Bisher war die Dienstherrschaft genötigt, in dem Zeugnisse nicht nur die Art und Dauer der Dienstzeit, sondern auch das Verhalten zu bescheinigen. Nun soll das Zeugnis aber nur noch auf Verlangen des Bediensteten auf die Leistung und die Führung im Dienste sich erstrecken.

Alles in allem betrachtet, hat niemand sonderlichen Anlaß, den Gesindeordnungen nachzutrauern. Daß aber auch ohne die Gesindeordnungen keine rechtlosen, unsicheren Zustände einreißen, dafür bürgen unser Bürgerliches Gesetzbuch und unser redlicher Wille.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Copyright 9. Januar 1919 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

*

Rätsel und Spiele

Entzifferungsaufgabe.

*					
	a	b	c	d	e
	f	g	h	i	k
	l	m	n	o	p
	q	r	s	t	u
	v	w	x	y	z

Verteilt man auf die fünf Felder der ersten wagerechten Reihe die in der Entzifferungsaufgabe vorkommenden Mitlaute und auf die Felder der ersten senkrechten Reihe die fünf Selbstlaute, so erhält man den Schlüssel zu der folgenden Geheimschrift:

Ropu palemelodu rorumelodu
Madu mepelolelodu darorumelodu;
Ropu laperolorame'palodu dulolelodu
Demadoda demerolopelalodu ledumo rapelo-lelodu,
Pimapemo dumalopurodumo palopelolelodu.
Palomapoloru.

Zweisilbige Scharade.

Ob manches erste dir gelinget,
Bist du darum noch kein Genie —
Wenn nicht der Geist die Form durchdringet,
Bleibt ohne tiefern Eindruck sie!
Den Schneider würde wohl man schelten,
Der nicht genau das zweite wahrt;
Für alle Menschen sollt' es gelten
In gleicher und gerechter Art.
Das Ganze lerne wohl beachten,
Läßt mit dem ersten du dich ein,
Doch wichtiger als solches Trachten
Wird stets Sinn und Gedanke sein. H. v. F.

Verwandlungsaufgabe.

B	a	r	m	e	n
*	*	.	*	.	.
*	*	*	.	.	.
.	*	.	.	*	*
*	*	*	.	.	.
*	.	*	*	.	.
*	.	*	.	.	*
W	i	s	m	a	r

Ueber sechs deutsche Städte soll man von Barmen nach Wismar kommen. Dabei soll jede Stadt aus der vorhergehenden durch Änderung von drei Buchstaben entstehen, ohne daß die andern Buchstaben umgestellt werden. Die Buchstaben, die geändert werden sollen, sind durch einen Stern angedeutet. C.

Scherzrätsel.

Ein Vogel ist die erste fast,
Ihm folgen noch nicht drei.
Und wenn du selbst das Ganze hast,
So ist es doch entzwei. K. H.

Rätsel.

Im Glücke bin ich für die Leute
ganz unentbehrlich!
Jedoch bei unverhoffter Freude
Erschein' ich schwerlich!
Wo Kühe stehen in dem Stalle,
Schlüpf' ich mitten hinein,
Jedoch in keinem Falle
Zu Ziege oder Schwein. Th. K.

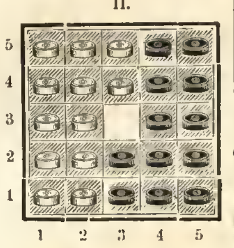
Geduldspielaufgabe.

I.



Auf einem Spielbrett von 25 Feldern sind 12 weiße und 12 schwarze Damespielsteine auf die in Figur 1 angegebene regelmäßige Weise aufgestellt. Durch Sprünge auf das jedesmal seine Lage ändernde freie Feld nach Art des Springers im Schachspiel, also durch Sprünge, die sich gleichzeitig aus einem geraden und einem schrägen Zug zusammensetzen, sollen die Steine in die in Figur 2 angegebene Stellung gebracht werden. Die Aufgabe soll in so wenig Sprüngen als möglich gelöst werden.

II.



Auflösungen der Rätsel in Heft 14.

Hamiltonsche Rundreise:
1. S R G F E A H I K B C D O P Q U N M L T
2. S R G F E D C B A H I K L M N O P Q U T
3. S R G F E D O P Q U N M C B A H I K L T
4. S R G F E D C M N O P Q U T L K B A H I

Silbenrätsel: wunderbar.

Rösselsprung:
Drücke den Pfeil zu schnell nicht ab,
der nimmer zurückkehrt;
Glück zu zerstören, ist leicht,
wiederzugeben so schwer. Herder.

Rätsel: Faulenzer.

Besuchskartenrätsel: Bahnhofsvorsteher.

Zerlegaufgabe: 1919

Buchstabenversetzung: Klio — Loki.

Beachtenswerte Mitteilungen

Die zahlreichen Liebhaber künstlerischer deutscher Porzellane unter unseren Universumlesern werden sich für die von der Rosenthal-A.-G.,- Kunstabteilung in Selb in Bayern, herausgegebenen „Rosenthal-Bibliothek" interessieren. Das sind kleine geschmackvoll ausgestattete Schriften, von denen zunächst Bändchen 1 über „Rosenthal-Kunstporzellane" erschienen ist. Bändchen 2 über „Ausstattungsporzellane" wird in Kürze folgen. Diese Bändchen werden an Universumleser in den Porzellan-Handlungen, kunstgewerblichen Magazinen oder direkt von der Rosenthal-A.-G., Kunstabteilung in Selb in Bayern, abgegeben.

Hauternährung. In der heutigen Zeit der Ersatz-Seifen und -Nahrungsmittel bedarf die empfindliche Haut des weiblichen Geschlechts ganz besonderer Sorgfalt. Besonders unter den Augen befindet sich so wenig Fett, daß jede Dame darauf bedacht sein muß, diese Stellen neu zu ernähren. „Pasta Divina" gibt der Haut diese Ernährung und empfiehlt sich ganz besonders zum täglichen Gebrauch in der jetzigen Jahreszeit. (Frau Elise Bock, G. m. b. H., Charlottenburg, Kantstraße 158.)

Der **Inlandauflage** dieser Nummer unserer Zeitschrift liegt ein Prospekt der **Deutschen Demokratischen Partei** bei.



Unsere Witzecke

Goethes „Faust“ im Spiegel der Gegenwart.
(Zu nebenstehender Abbildung.)
„Es ist eine der größten Himmelsgaben, so ein lieb Ding im Arm zu haben.“

Zweideutig.
Erste Dame: „Hunde mag ich nicht leiden, aber ich halte mir vier Katzen.“
Zweite Dame: „Ja, ja — ich hörte bereits, daß Sie katzenfreundlich sind!“















Briefkasten

An die Namenlosen. Wir sind unseren Lesern stets dankbar, wenn sie uns Vorschläge machen und Anregungen geben; auch darf uns jeder sagen, wenn ihm etwas nicht gefällt oder wenn er anderer Ansicht ist als wir. Das trifft aber nur auf solche Einsendungen zu, die mit Namen und Adresse versehen sind. Wer nicht den Mut besitzt, für seine Ansicht einzutreten, möge andere damit verschonen. Er kann nicht mehr Achtung beanspruchen, als er selbst vor sich bekundet. Selbst in dieser Zeit der allgemeinen Mißachtung und Verrohung der guten Sitte gibt es für anonyme Zuschriften keine Entschuldigung.

P. G. in J. Ihre Annahmen entsprechen nicht der Wirklichkeit. Die oberste Grenze des Fluges der Insekten liegt nur etwa 30—50 m über dem Erdboden. Selbst Wanderzüge überschreiten diese Grenze nicht. Wenn Insekten in höheren Luftschichten, bis zu 300, 400 und 500 m Höhe, beobachtet wurden, so lag dies gewöhnlich daran, daß starke Luftströmungen die Tiere emporrissen. Die Insekten selbst sind gegen Luftdruckschwankungen sehr empfindlich, ihre Sehkraft ist gering, und sie verlieren daher in höheren Luftschichten die Orientierungsmöglichkeit.

Frau Lydia. Das Alter der Erde wurde von den Gelehrten sehr verschieden eingeschätzt. Des Engländers Lord Kelvin Berechnungen, die sich auf Erdtemperatur, Flutverzögerung und Sonnenstrahlung aufbaut, ergab 10000000 Jahre, während Darwin z. B. für einen verhältnismäßig nur kurzen Teil der neueren geologischen Geschichte 300000000 als noch nicht zureichend ansieht. Nach neuesten Berechnungen, als deren Grundlage die beim Zerfall des Radiums stattfindende Wärmeentwicklung dient, wird eine äußerste Altersgrenze von 100000000000 Jahren angenommen. Das sind allerdings Zahlen, die unser Vorstellungsvermögen kaum noch zu fassen imstande ist.

Frau Dr. L. in D. Auch Ihnen können wir nur raten, das Universum durch die Post zu beziehen, dann werden Sie nicht mehr über allzu große Unregelmäßigkeiten in der Zustellung zu klagen haben, denn die Post arbeitet selbst jetzt bewundernswert zuverlässig. Das Universum wird jeden Donnerstag dem Leipziger Postzeitungsamt zur Beförderung übergeben und dürfte spätestens Sonnabends in Ihren Besitz gelangen. Die Zustellungsgebühr beträgt nur 12 Pfennige für das Vierteljahr, also noch nicht einmal 1 Pfennig für das Heft. Billiger und bequemer können Sie es nicht verlangen.

Für Küche und Haus

Feine, bunte Salatschüssel. Eine große, recht weiße Sellerieknolle schält man und schneidet sie mit dem Buntmesser in $^1/_2$ cm dicke Scheiben, die man in wenig Salzwasser, Essig, Zucker und etwas geriebener Zwiebel vorsichtig weichkocht, damit sie nicht zerfallen. Man läßt sie in dem Kochsaft erkalten und gibt ein paar Tropfen Bucheckeröl und Pfeffer daran. Von drei gekochten roten Rüben macht man ebenfalls einen Salat an und würzt ihn mit einer Prise gestoßenen Kümmel. Ein Suppenteller voll Rapunzeln werden sauber verlesen und mit Essig und gehackter Zwiebel angemacht. Ein Kopf Endiviensalat wird geputzt, gewaschen und in ganz feine Streifchen geschnitten, hierauf ebenfalls mit Essig, Senf, Zucker, Salz, Pfeffer und etwas Öl angerührt. Endlich schneidet man noch einen kleinen Kopf Rotkohl in sehr feine Fäden, brüht sie drei Minuten lang mit kochendem Salzwasser und bereitet auch daraus einen Salat. Nun bedeckt man den Boden einer runden tiefen Glasschüssel mit einer umgekehrten Untertasse, ordnet auf dieser recht locker und bergartig den Rotkrautsalat, darum im Kranze die weißen Selleriescheiben, die man mit einem Kranze von Rapunzeln umgibt. An diese reihen sich die roten Rüben und endlich der ebenfalls recht locker aufgehäufte Endiviensalat an. Diese Salatplatte bildet nicht nur eine reizende Augenweide, sondern schmeckt auch in dieser Zusammenstellung ganz vortrefflich. Will man sie noch sättigender gestalten, füge man noch einen Ring Kartoffelsalat ein und garniert mit einem hartgekochten Ei. Theresia.

Fischkotelette. 1 kg Schellfisch. Das Fleisch wird losgelöst, zerkleinert und wenn möglich in etwas abgekochte, erkaltete Magermilch gelegt. Ein Ei wird hinzugefügt, alles durchgeschlagen, geknetet und drei Stunden lang stehengelassen. Dann rollt man diese Masse aus, macht eigroße Kotelette daraus, indem man etwas Mehl hinzufügt, und kocht sie zehn Minuten lang in Salzwasser. Aus den Gräten und der Haut kocht man die Soße, indem man ein wenig Weißwein, Petersilie, Thymian, Lorbeer und Zwiebeln hinzufügt und alles eine gute Stunde lang scharf auskochen läßt. Dann macht man etwas Schwitzmehl und läßt die Soße damit noch $^1/_2$ Stunde lang kochen. Etwas Krabbenbutter oder Buttermilch macht die Soße noch ansehnlicher und geschmeidiger. Man gießt sie durch ein Sieb, über das man etwas Mull breitete, legt dann die Kotelette hinein und stellt alles noch $^1/_4$ Stunde lang ins Wasserbad.

An alle unsere Freunde!

Die „Deutsche Demokratische Partei"

steht in dem Wahlkampfe für die Nationalversammlung vor einer schweren Aufgabe. Sie in erster Linie ist dazu berufen, das Zustandekommen einer

sozialistischen Mehrheit zu verhindern,

die nicht nur für unsere Zukunft, sondern auch für unser ganzes Wirtschaftsleben die größte Gefahr bedeuten würde. Denn einer sozialistischen Mehrheit folgt auch eine rein sozialistische Regierung.

Wir müssen aber zugleich

reaktionäre Strömungen

aller Art deutlich und entschlossen abwehren. Wir wollen

die Festigung der deutschen Republik und die Herstellung der Ordnung

im Innern. Das aber ist unmöglich, wenn Deutschland zum dauernden Schauplatz von Kämpfen um die Art unserer staatlichen Einrichtungen wird. Unser durch den Ausgang des Krieges schwer betroffenes Vaterland kann sich wirtschaftlich nur erholen, wenn wir die **Privatwirtschaft** mit aller in ihr ruhenden Tatkraft und Arbeitslust **aufrechterhalten**, gleichzeitig aber das Deutsche Reich vor neuen inneren Stürmen bewahren.

So tritt die „Deutsche Demokratische Partei" in den Wahlkampf in der sicheren Hoffnung und Erwartung, als ein großer und maßgebender Faktor unseres politischen Lebens aus ihm hervorzugehen. Von der Anzahl der gewählten Abgeordneten der „Deutschen Demokratischen Partei" wird vor allem die politische, wirtschaftliche und kulturelle Zukunft unseres Volkes abhängen. In ihrer Hand wird, wenn sie zahlreich genug in die Nationalversammlung einziehen, die Entscheidung liegen. Mehr brauchen wir nicht zu sagen, um die beispiellose Bedeutung dieser Wahlen zur Nationalversammlung zu kennzeichnen. Unsere Freunde im Lande wissen, daß dieser Wahlkampf größere



Aufgabestempel

eingezahlt am .... auf

Konto Nr. **815**

Postscheckamt Berlin NW. 7

.... Mark .... Pf.

Name

Stand

Wohnort

Straße

Wahlkreis

Wenden!

Dieser Abschnitt wird vom Postscheckamt dem Kontoinhaber übersandt

Absender: ....

Aufgabestempel

Zahlkarte

auf .... Mark .... Pf.

Zu wiederholen (die Mark in Buchstaben):

Mark Pf.

zur Gutschrift auf das Konto Nr. **815**
(Konto genau bezeichnen, s. Punkt 2 der Rückseite)

Nationalbank für Deutschland
Berlin W. 8

beim Postscheckamt in Berlin NW. 7

Postvermerk Nr.

eingetragen durch:

Ankunfts-Nr.

Posteinlieferungschein
(vom Einzahler auszufüllen)

(die Mark in Buchstaben anzugeben)

Mark Pf.

zur Gutschrift auf das Konto Nr. 815

Nationalbank für Deutschland
Berlin W. 8

beim Postscheckamt in Berlin N.W. 7

Postannahme

Aufgabenummer

Postvermerk

Aufgabestempel

werden. Die Gebühr — bis 25 M. . . . . 5 Pf., über 25 M. . . . . 10 Pf. — entrichtet der Zahlungsempfänger (Postscheckkunde).

2. Die Zahlkarte ist in allen drei Teilen auszufüllen. Die Kontonummer ist besonders deutlich zu schreiben.

(nicht zu Mitteilungen für den Empfänger zu benutzen).

Als *einmaligen — *laufenden Mitgliedsbeitrag lasse ich anbei der Reichsgeschäftsstelle der Deutschen Demokratischen Partei Berlin die Summe von Mk. .... zugehen. Der Beitrag soll alljährlich im Monat Januar erhoben werden.

Name ....

Stand ....

Wohnort ....

Straße ....

Wahlkreis ....

*Das Nichtgewünschte ist zu durchstreichen.

finanzielle Anforderungen an die Partei stellen wird, als es jemals der Fall war. Die allgemeine Preissteigerung und die Schwierigkeiten des Verkehrs bedingen dies ohne weiteres. An alle unsere Freunde geht daher die Bitte,

reichliche und große Mittel der Partei zur Verfügung zu stellen. Jeder Betrag ist willkommen.

Und ein jeder sollte sich darüber klar sein, daß es sich bei der kommenden Entscheidung um sein und der Seinigen Schicksal handelt.

Beiträge nehmen entgegen:

Sämtliche Kassen der Deutschen Bank und der Nationalbank für Deutschland im Reiche. Man bediene sich des Postscheckformulars, welches bei der nächstgelegenen Postanstalt abzugeben ist.

Der provisorische geschäftsführende Ausschuß der Deutschen Demokratischen Partei:

Frl. Dr. Bernhardt, Staatsminister Dr. Friedberg, Staatsminister Fischbeck, Professor Gerland, Geheimrat Kanzow, Frl. Else Lüders, Chefredakteur Otto Nuschke, Ernst Remmers, Freiherr von Richthofen, Dr. Schacht, Redakteur Wießner.

Reichsgeschäftsstelle der Deutschen Demokratischen Partei, Berlin SW. 11, Röthenerstr. 35.

Spendet Geld für den Wahlkampf der Deutschen Demokratischen Partei!

Für die Hausbücherei

Geschichtliche und kulturgeschichtliche Werke

Eine Auswahl aus Reclams Universal-Bibliothek

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben.

Arndt, E. M., Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Nr. 2893/95. Grundpreis geh. 75 Pf., geb. Mk. 1.20.

Beitzke, Hch., Geschichte des Russischen Krieges im Jahre 1812. Neu herausgegeben von Dr. M. Mendheim. Mit 2 Plänen. Nr. 5437—40. Grundpreis geh. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50.
Die ewig denkwürdigen Ereignisse des russischen Feldzuges echt volkstümlich, lebendig und spannend dargestellt.

Bismarcks Reden. Mit verbindender geschichtlicher Darstellung, herausgeg. von Ph. Stein. 13 Bde. mit 9 Porträts u. Register. Nr. 3338-40, 3361-63, 3411-13, 3451-53, 3561-63, 3611-13, 3696-98, 3751-53, 3791-93, 3841-43, 3871-73, 3908-10, 3961-63. Grundpreis geh. je 75 Pf.
„Die Reden Bismarcks in der vorliegenden Ausgabe sind ein Volksbuch im vollsten Sinne des Wortes, ein hochbedeutendes Werk, an dem sich noch nach Jahrhunderten die nachfolgenden Geschlechter erbauen und begeistern werden!" (Leipz. Tagebl.)

Friedrich der Große. Dreihundert ausgewählte Briefe. Zusammengestellt, übersetzt u. erläutert von Dr. A. Kannengießer. Nr. 3772-75. Grundpreis geh. M. 1.—, geb. Mk. 1.50.
Diese Auswahl der Briefe des größten Hohenzollern gibt einen interessanten Einblick in den umfassenden Geist Friedrichs als Herrscher, Denker und Mensch. So bedeutsame wirkliche „menschliche Dokumente" besitzen wir in solcher Fülle von keinem andern großen Fürsten.

Graf Gobineau, Frankreichs Schicksale im Jahre 1870. Nr. 5941/42. Grundpr. geh. 50 Pf., geb. 90 Pf.
Was der geistreiche Verfasser zur Kritik des französischen Nationalcharakters sowie der politischen und gesellschaftlichen Zustände in Frankreich sagt, hat zum weitaus größten Teil noch heute vollsten Gegenwartswert, und die Rücksichtslosigkeit, mit der er seinen Landsleuten den Spiegel vorhält, ist ebenso erstaunlich, wie die Unbefangenheit und Gerechtigkeit, die er dem deutschen Sieger gegenüber behauptet.

Hesekiel, George, Das Buch vom Fürsten Bismarck. Herausgeg. von Dr. Max Mendheim. 2 Bände. Nr. 5758-60, 5761-63. Grundpreis geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.40.
Eines der volkstümlichsten Werke über den großen Kanzler in einer nach dem neuesten Stand geschichtlicher Forschung ergänzten und verbesserten Neuausgabe.

Kennan, G., Sibirien. Schilderungen. Übersetzt von D. Haek. 3 Teile. Nr. 2741/42, 2775/76, 2883. Grundpreis geh. Mk. 1.25, geb. Mk. 1.80.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheure Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100% berechnet.

Hier ausschneiden!

Versandvorschriften

für Ausweisscheine zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Die Ausweisscheine können als Drucksache (50 g 5 Pf. Porto) versandt werden, dürfen aber außer der genauen Adresse des Absenders keinerlei schriftliche Bemerkungen, auch keine Unterstreichungen enthalten. Der Portoersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den letzten Ausweisschein leicht anzuheften.

Zur Bestellung ist ausschließlich die jedem zehnten Heft des Universums beigefügte Postkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine mit der Bestellung zusammen im Brief gesandt werden, ist auf richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 15 Pf., über 20 g 25 Pf.!)
Bei Geldsendungen durch Postanweisung (bis 5 M. 15 Pf. Porto) oder Postscheck (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295; Gebühr bis 25 Mk. 5 Pf.) können Bestellungen auf dem Abschnitt vermerkt werden.

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 15

vom 9. Januar 1919, gültig bis 9. Juli 1919 zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 6.50 M. zahlen, erhalten für je zehn fortlaufend numerierte, mit genauer Adresse versehene Ausweisscheine eine Nummer von Reclams Universal-Bibliothek umsonst, wenn die Bestellung auf der jedem zehnten Heft der Zeitschrift beigelegten Bestellkarte erfolgt. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind direkt an den Verlag unter Beachtung der obenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 60 Pf. sind 7½ Pf., für Sendungen über 60 Pf. bis 3 M. sind 15 Pf. für Porto und Verpackungsspesen beizufügen.

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig

Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, empfiehlt es sich, bei Bestellung stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben. Andernfalls muß der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern, damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem Strafporto belegt; die umstehenden Anweisungen sind daher genau zu beachten.

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Bücher des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden; je zehn Ausweisscheine werden dann zum Wert von 50 Pf. angerechnet.

Hier ausschneiden! →

Ausweisschein Nr. 15

vom 9. Januar 1919, gültig bis 9. Juli 1919.

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders:

....

....

....

....

Für zehn fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst

Geschichtliche und kulturgeschichtliche Werke

Eine Auswahl aus Reclams Universal-Bibliothek

Köhler, Br., Allgemeine Trachtenkunde. Mit 848 Kostümbildern, gez. v. Verfasser. 7 Teile. Teil 1: Altertum. Nr. 4059/60, 4074/75. Teil 2—4: Mittelalter. Nr. 4104/5, 4145/46. Teil 5–7: Neuere Zeit. 4172/73, 4203/4, 4223/24. Grundpreis geh. je 50 Pf., geb. in 2 Bde. Zus. Mk. 5.—.

Kugler, Frz., Geschichte Friedrichs des Großen. Nr. 4361-65. Grundpreis geh. Mk. 1.25, geb. Mk. 1.80.

Eins der bekanntesten und volkstümlichsten Werke über Friedrich den Großen, auch der Jugend zu empfehlen. Wärme und Lebendigkeit der Schilderung sind seine Vorzüge.

Lamprecht, K., Porträtgalerie aus der Deutschen Geschichte. Mit Einleitung von Dr. H. F. Helmolt. Nr. 5181/82. Grundpreis geh. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Inhalt: Einleitung. — 1. Arnim und Marobod. 2. Karl der Große. 3. Luther. 4. Maria Theresia und Friedrich der Große. 5. Goethe und Schiller. 6. Beethoven. 7. Die idealistischen Maler des Frühimpressionismus: Feuerbach, Marées, Böcklin, Thoma, Klinger. 8. Liliencron und die Lyriker des psychologischen Impressionismus: Steph. George, Hugo v. Hofmannsthal. 9. Bismarck und Wilhelm II.

Merbach, P. A., Otto von Bismarck. Ein biographischer Abriß. Nr. 5744. Grundpreis geh. 25 Pf.

Das Buch gibt ein abgerundetes und bei aller Kürze erschöpfendes Bild der treibenden Kräfte des Bismarckischen Zeitalters, aus deren Lenker und Meister sich der gewaltige Kanzler aus der Schilderung des Verfassers monumental heraushebt.

Mignet, F. A., Geschichte der französischen Revolution von 1789—1814. Deutsch von Dr. Fr. Köhler. 11. Ausgabe. Neu bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Rob. Geerds. Nr. 3426-30. Grundpreis geh. Mk. 1.25, geb. Mk. 1.80.

Müller, Curt, Hexenaberglaube und Hexenprozesse in Deutschland. Nr. 3166/67. Grundpreis geh. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Nettelbeck, Joach., Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet. Herausgegeben von Dr. Max Mendheim. Nr. 3851-55. Grundpreis geh. Mk. 1.25, geb. Mk. 1.80.

„Ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, eine fesselnde, lehrreiche Lektüre.“
(Dresdner Anzeiger.)

Pröll, Karl, Vergessene deutsche Brüder. Wanderungen im Böhmerwald und im „Sachsenlande“ Siebenbürgens. Nr. 2308. Grundpreis geh. 25 Pf.

Ranke, Leop. v., Die Erhebung Preußens 1813 und die Rekonstruktion des Staates. Eingeleitet und herausgegeben von Prof. Dr. O. Kaemmel. Nr. 4998/99. Grundpreis geh. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Was Ranke geschaffen hat, ist unsterblich. Die Größe, mit der er die Vergangenheit gesehen und dargestellt hat, bleibt für immer ein Denkmal einer bedeutsamen Entwicklungsepoche und eines mächtigen Persönlichkeit.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheure Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100 % berechnet.

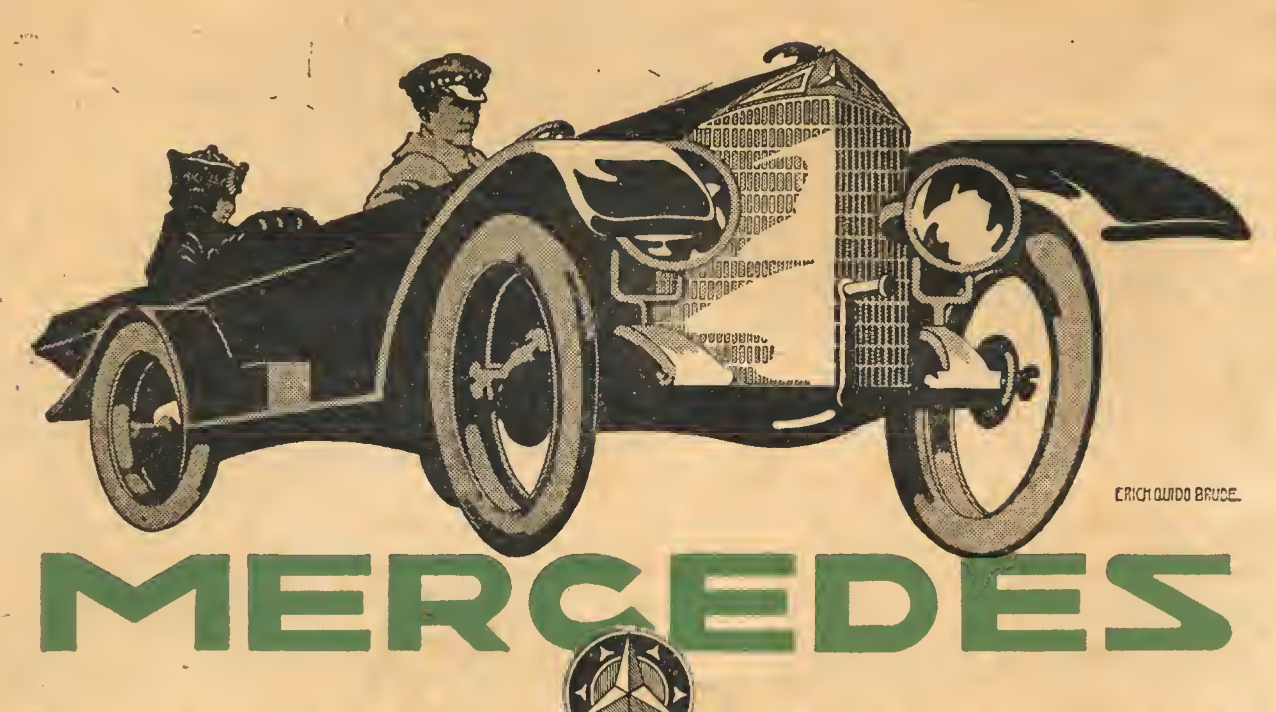
Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: i. V. Ernst Schwade, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 8. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16; für den Balkan: Balkanische Annoncen-Exped. A.-G., Sofia.

Hier ausschneiden!

Praktische Ratschläge

Ratschläge zur Zeitersparnis. Durch die lange Dauer des Krieges waren im täglichen Leben schon allerhand Unzulänglichkeiten, ja sogar Notstände gezeitigt worden, die es recht sehr erschwerten und große Anforderungen an unsere Geduld und Nervenkraft stellten. Seit dem großen Umsturz in unserm armen Vaterlande ist das alles aber noch verstärkt worden und man hat täglich mindestens zehnmal Veranlassung, aus der Haut zu fahren. Aber alles Schimpfen ändert die derzeitigen Zustände nicht, sondern wir müssen uns unbedingt ihnen anpassen und gute Miene zum bösen Spiele machen, sonst wird unsere Nervosität immer schlimmer. Hierfür einige Winke. Welchen unendlichen Ärger verursacht es z. B., wenn wir auf der Post, Bank, Verkehrsämtern oder in Geschäften Besorgungen haben und sie entweder furchtbar überfüllt oder gar geschlossen finden, und den Gang noch einmal machen müssen. Wenn man sich dagegen nur einmal die Zeit nimmt, die Geschäftszeiten und Schalterstunden auf einer kleinen Tabelle über dem Schreibtisch zu verzeichnen und durch Beobachtung die stilleren Geschäftszeiten herauszufinden und sich dann mit seinen Besorgungen danach zu richten, so wird man all diesen nervenzerrüttenden Ärgernissen entgehen und sehr bald merken, daß man eigentlich selbst der schuldige Teil war und gedankenlos, zu den ungeschicktesten Zeiten seine Gänge besorgte. Auf der Post ist der Andrang bald nach Beginn und kurz vor Schluß der Schalterstunden sowie gegen Abend, wo die Geschäfte ihre Angestellten zur Erledigung der letzten Post schicken, am schlimmsten, während man in den Zwischenzeiten ohne großen Aufenthalt bedient wird. Zur Erleichterung der Beamten und des Verkehrs kaufe man Freimarken stets in größeren Mengen ein und klebe sie den Briefen, Paketen usw. auf, anstatt diese erst am Schalter freimachen zu lassen. Auch versehe man sich möglichst mit Kleingeld, um das zeitraubende Herausgeben oder Wechseln zu vermeiden. Auf kleineren Postämtern, wo nur ein Schalter vorhanden ist, hat man oft genug fünf Vordermänner und mehr, die nur eine Freimarke begehren und wegen denen Leute mit wichtigen Einschreibebriefen, Anweisungen usw. lange stehen müssen. Hat man selbst einen Markenvorrat bei sich, so biete man den Leuten die betreffenden Marken an. Im Nu lichtet sich dann die Reihe der Vordermänner und man kommt schnell zu seinem eigenen Ziele. Auch stauen sich die Leute oft vor dem Schalter wegen ganz einfacher Auskünfte, die man ihnen auch erteilen und dadurch den Beamten entlasten kann. Wir sollten einander viel mehr helfen, mit Rat und Tat, auch in den kleinen Dingen des Lebens, dann fiele mancher Verdruß und Zeitverlust weg. — Um das Abfallen der jetzt so schlecht klebenden Freimarken zu verhindern und dem Empfänger von Briefen Strafporto zu ersparen, gummiere man die Marken selbst noch einmal. Postkarten, die sich so gern in offene Drucksachen einschieben und oft niemals oder sehr verspätet am Bestimmungsort ankommen, knisse man zur Hälfte zusammen, ehe man sie in den Kasten steckt. Durch den Bruch werden sie kein Opfer der Brief- und Karten-Fallen, wie man die schlechtverwahrten Drucksachen nennt. Man vermeide aber auch, seine Drucksachen zu solchen zu gestalten, verschnüre sie kreuzweise oder schließe sie mit den bekannten kleinen Metallklammern. Durch diese kleine Mühe dient man der Allgemeinheit. — Auf der erwähnten Tabelle verzeichne man auch die Leerungszeiten des nächsten Briefkastens, die Abgangszeiten der von uns am meisten benützten Elektrischen Bahnen. Wenn man dann noch auf richtiggehende Uhren hält, wird das leidige „Vor-der-Nase-wegfahren" der Bahn nur höchst selten vorkommen. — Um keine Verluste durch Zuspätkommen bei der Lebensmittelverteilung zu erleiden, lese man die amtlichen Bekanntmachungen nicht nur sehr aufmerksam durch, sondern vermerke die betreffenden Tage und Stunden sofort auf dem Wochenkalender und sehe ihn jeden Tag daraufhin an. Bei ausgewogenen Lebensmitteln vergesse man nicht, einen Behälter mitzuschicken, dessen Gewicht man feststellt und außen vermerkt. Das erleichtert dem Kaufmann das Auswiegen sehr und beschleunigt die Abfertigung. M. K. — Sch.

Gutes, unschädliches Färbemittel für helle Lederschuhe. Hellfarbige Lederschuhe pflegen nach Ablauf des Sommers ihre tadellose Farbe eingebüßt zu haben; man möchte sie gern im Herbst und an schönen Wintertagen auftragen, aber sie auch nicht gleich schwarz färben. Gut aufgelöstes übermangansaures Kali färbt gelbes oder hellbraunes Leder recht hübsch auf, noch schöner aber wirkt der rohe Saft der schwarzen Fliederbeeren, die man für Suppen, Tunken und Kühltränke im Herbst gern einkocht. Man preßt die Beeren aus, seiht den Saft durch und bestreicht damit das mißfarbige Lederschuhwerk. Je nach Belieben verdünnt man den Saft mit Wasser, wenn man die Farbe heller wünscht. Der Fliederbeersaft erzeugt eine schöne, satte, etwas ins rötliche spielende braune Farbe, und hat nebenbei noch die für diesen Zweck doppelt angenehme Eigenschaft, sich blank reiben zu lassen, so daß das damit getränkte Leder sehr schön glänzend wird, was bei übermangansaurem Kali nicht der Fall ist, sondern erst noch der Behandlung mit Schuhcreme bedarf. In beiden Fällen müssen die zu färbenden Schuhe erst sauber von allem Straßenschmutz und noch anhaftender Schuhcreme befreit werden, was am besten durch Abbürsten mit lauem Seifenwasser geschieht. Nach dem Trocknen des Leders behandle man es mit der Farbe, wobei man besonders abgenützte oder verblichene Stellen mehrmals mit Farbe bestreichen muß. — Fliederbeersaft ist auch zum Auffrischen von ledernen Reisetaschen, Plaidriemen, Schreibmappen und Handtäschchen aus Juchtenleder sehr zu empfehlen. Die Sachen werden wie neu danach. Th.



DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM



Hunger und Durst

*werden von den Negern bekanntlich durch den Genuß der **frischen Kolanuß** überwunden. Deren Wirkung beruht auf ihrem Gehalt an*

Kolanin

*das nur aus **frischer Frucht** gewonnen werden kann. Ein ungemein **hervorragendes Kolapräparat** sind deshalb unsere*

Kolanintabletten

*Sie entfalten die Wirkung der **frischen Kolanuß** und sind für geistige und körperliche Arbeiten, für Touristen, Sportsleute und Militär aufs wärmste zu empfehlen und zeichnen sich aus durch besonderen Wohlgeschmack.*

*Man verlange in Apotheken u. Drogerien nur Krewels **Kolanintabletten***

in Schachteln zu 50 und 20 Stück.

Literatur gratis und franko.

Krewel & Co., G. m. b. H.

Chemische Fabrik

Köln a. Rh.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: i. V. Ernst Schwabe in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I. Wollzeile 16; für den Balkan: Balkanische Annoncen-Expedition A.-G., Sofia.